



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

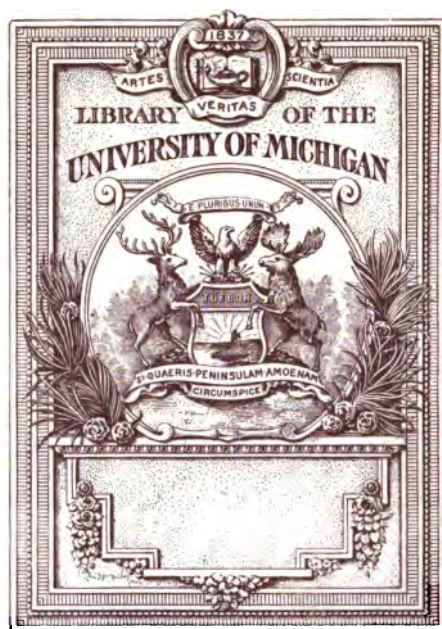
Über Google Buchsuche

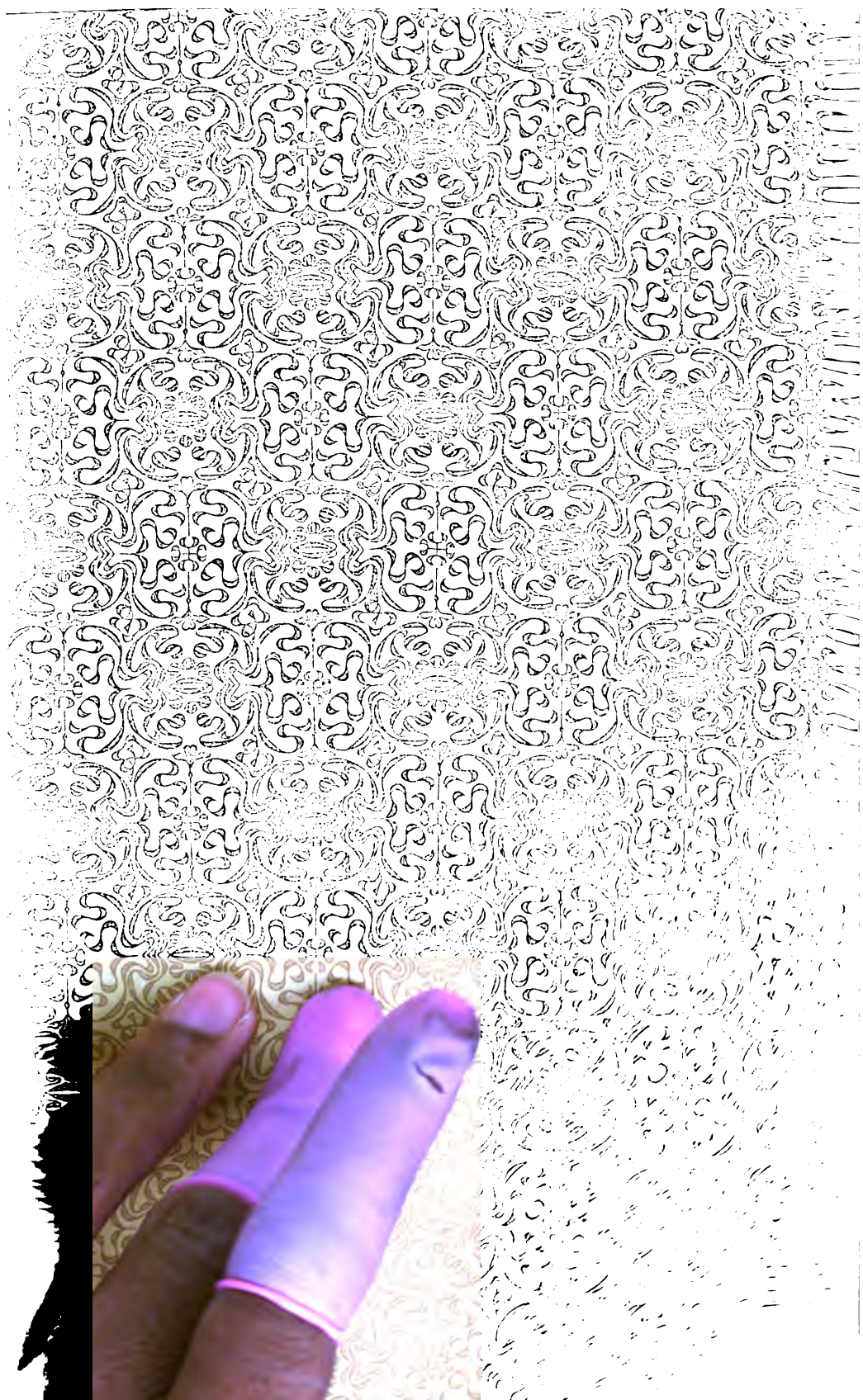
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

838
S334m0
C

B 1,363,376







838

S334mO

C

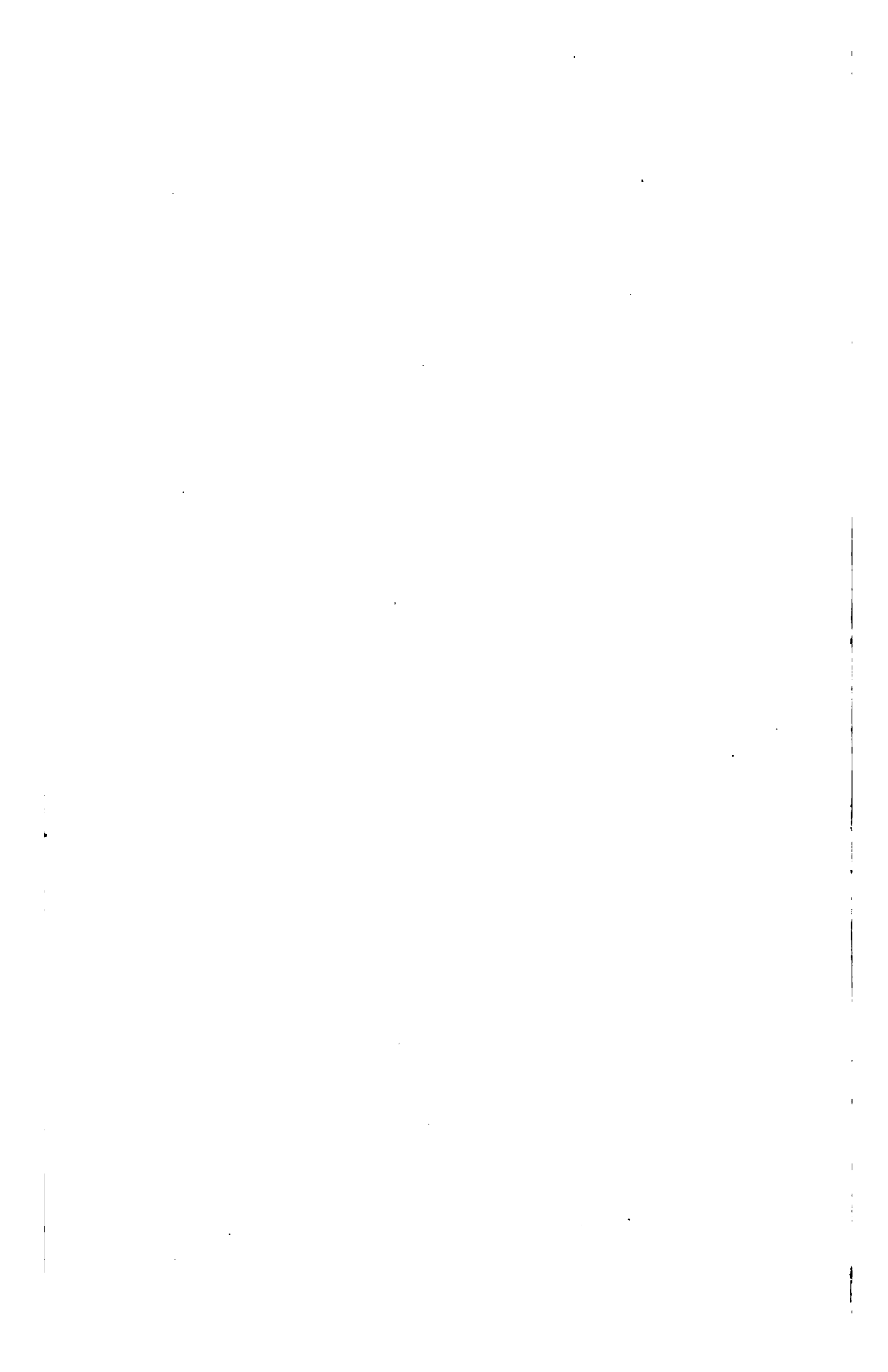
Schillers Maria Stuart in ihrem Verhältnis zur Geschichte.



==== Von =====
Aloysia Cüppers.



Münster i. Westf.
Verlag von Heinrich Schöningh.
1906.



Verzeichnis der benutzten Literatur.

- Archholz, Geschichte der Königin Elisabeth von England. Historischer Kalender für Damen. Leipzig 1790.
- Becker, Maria Stuart, Darnley, Bothwell. Dissertation. Gießen 1881.
- Bellermann, Schiller's Dramen. II. Auflage. Berlin 1898.
- Bellermann, Schiller. (Sammlung Dichter und Darsteller Bd. VII.) Leipzig 1901.
- Berger, Schiller. I. Band. München 1903.
- Berger, Schiller's Ästhetik. Weimar 1894.
- Bernhard, Über Schiller's Maria Stuart. Programm. Königsberg 1845.
- Borinski, Das Theater, seine Geschichte, seine Meister. Leipzig 1899.
- Böhme, Schiller-Studien. Programm. Freiburg 1891.
- Brahm, Schiller. Berlin 1888.
- B., Histoire des Ouvrages des Savants. Rotterdam 1692/94.
- Breslau, Deutsche Rundschau 1878. Heft 4. D. Geschichte d. Königin M. Stuart.
- Buchanan, Rerum Scotticarum Historia. Trajecti ad Rhen. 1697.
- Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels. I. Band. 6. Auflage. Leipzig 1902.
- Burggraf, Schiller's Frauengestalten. Stuttgart 1897.
- Burke, Abridgment of the History of England. Dublin 1867.
- Cambden, Annales Rerum Anglicarum et Hibernicarum regnante Elisabetha. Frankfurt 1616.
- Campbell, The Case of Mary, Queen of Scots and of Elisabeth, Queen of England. London 1825.
- Carbauss, Maria Stuart, v. d. Ermordung Rizzio's bis zur Flucht nach England, nach den Aufzeichnungen ihres Sekretärs Claude Nau. Wien 1885.
- Carbauss, Der Sturz Maria Stuart's. Köln 1883.
- Carlyle, Life of Schiller. London 1830.
- Creizenach, Geschichte des Neuern Drama's. II. Bd. Halle 1898.
- Chantelaune, Maria Stuart, son procès et son exécution. Paris 1876.
- Dünker, Erläuterungen zu den deutschen Klassikern. Band 48/49. Leipzig 1901.

- Engel, Schiller als Führer zur Welt des Idealen. Charlottenburg 1886.
Fahle, Über Schiller's Maria Stuart. Programm. Neustadt 1866.
Fielitz, Studien zu Schiller's Dramen. Leipzig 1876.
Fischer, H., Schiller. Allgem. dtsh. Biographie. Bd. 31. Leipzig 1890.
Forst, Über Buchanan's Darstellung d. Geschichte Maria Stuart's.
Dissertation. Bonn 1882.
Forst, Maria Stuart und der Tod Darnley's. Bonn 1894.
Franz, Der Aufbau der Handlung in den klassischen Dramen.
Leipzig 1876.
Freimann, Kritik der Schiller'schen, Goethe'schen und Shakespeare'schen
Frauencharaktere. Gießen 1869.
Freytag, Technik des Dramas. Leipzig 1901.
Froude, History of England. London 1870.
Goedecke, Maria Stuart. Heidelberg 1879.
Gaudig, Wegweiser durch die klassischen Dramen. III. Teil.
Leipzig 1898.
Gauthier, Histoire de Marie Stuart. Paris 1875.
Gerdes, Die Geschichte der Königin Maria Stuart. Gotha 1885.
Gervinus, Neuere Geschichte der poetischen Nationalliteratur.
V. Band. Leipzig 1901.
Goedecke, Schiller's sämtliche Schriften. Band 10 und 12. Stuttgart
1871 und 1872.
Goedecke, Die deutsche Nationalliteratur. Band V. Dresden 1893.
Görres, Historisch-politische Blätter. Band I und III. Münster
1844 und 1846.
Gottschall, Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik. Breslau 1882.
Grimm, Jakob, Kleine Schriften. I. Band. Berlin 1864.
Grün, Schiller als Mensch, Geschichtsschreiber, Denker und Dichter.
Leipzig 1844.
Harnack, Schiller (Sammlung Geisteshelden). Berlin 1898.
Hecker, Schiller's Persönlichkeit im Urtheile der Zeitgenossen.
Weimar 1904.
Hettner, Geschichte der deutschen Literatur III. Bd. Braunschweig 1894.
Herrig, Archiv für Neuere Sprachen. Jahrgang 1850 und 1855.
Braunschweig 1850 und 1855.
Hiede, Gesammelte Aufsätze. Braunschweig 1864.
Hillebrandt, Die deutsche Literatur. II. Band. Hamburg 1851.

- Hinrichs, Schiller's Dichtungen nach ihren historischen Beziehungen. Leipzig 1837.
- Hoffmeister, Schiller's Leben, Geistesentwicklung und Werke im Zusammenhang. IV. Teil. Stuttgart 1840.
- Hosack, Mary, Queen of Scots and her accusers. London 1869.
- Hüffer, Historisches Jahrbuch. III. Band. Münster 1882.
- Humboldt, Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung. Tegel 1850.
- Hume, M., The Love-Affairs of Mary, Queen of Scots. London 1903.
- Hume, D., History of England. London 1754—1761.
- Hume, Histoire de la Maison de Stuart. London 1740.
- Janssen, Schiller als Historiker. Freiburg 1863.
- Kipka, M. Stuart im Drama der Weltliteratur. Dissertation. Breslau 1905.
- Klaar, Geschichte des modernen Dramas. Leipzig 1883.
- Koch, Zeitschrift für vergleichende Literaturgeschichte. Neue Folge. Band V. Berlin 1892.
- Köster, Schiller als Dramaturg. Berlin 1891.
- Kohut, Schiller und die Frauen. Leipzig 1905.
- Kühnemann, Schiller. München 1905.
- Labanoff, Lettres, instructions et mémoires de Maria Stuart. London 1852.
- Lang, The Mistery of Mary Stuart. London 1904.
- Reffing, Hamburgische Dramaturgie. Leipzig 1856.
- Leg, Die Idee im Drama bei Goethe, Schiller, Grillparzer und Kleist. München 1904.
- Silienthal, Über einige weibliche Charaktere in Schiller's Dramen. Programm. Rößel 1865.
- Sindner, Geschichtsphilosophie. Stuttgart 1904.
- Marks, Die Königin Elisabeth von England. (Monographien zur Weltgeschichte. II. Band.) Leipzig 1897.
- Marcour, War Maria Stuart Gattenmörderin? Frankfurt 1882.
- Maurenbrecher, England im Reformationszeitalter. Düsseldorf 1866.
- Mignet, Histoire de Marie Stuart. Brüssel 1852.
- Moldenhauer, Goethe's Gespräche mit Eckermann. Leipzig 1899.
- Morris, The Letterbooks of Sir Amyas Paulet, Keeper of Mary, Queen of Scots. London 1874.
- Moser, Christentum und Kirche in den Werken Schiller's. Frankfurt 1887.

- Müller, P. Marie Stuart dans la tragédie de Schiller et dans l'Histoire. Genf 1880.
- Munder, Schiller's Briefwechsel in den Jahren 1781—1805. Stuttgart 1893.
- Riblett, Schiller, dramatist, historian and poet. London 1890.
- Palleske, Schiller's Leben und Werke. II. Band. Berlin 1859.
- Pfordten, v. d., Wesen und Werden des historischen Dramas. Heidelberg 1901.
- Philippson, Westeuropa im Zeitalter Philipp's II. Elisabeth's und Heinrich's IV. Leipzig 1882.
- Pollen, Papal Negotiations with Mary, Queen of Scots, during her reign in Scotland. 1561—1567. Edinburgh 1901.
- Ranke, Englische Geschichte. I. Band. Leipzig 1870.
- Ranke, Die Römischen Päpste. Leipzig 1878.
- Raumer, Historisches Taschenbuch. Leipzig 1882.
- Raumer, Die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart. Leipzig. 1836.
- Robertson, History of Scotland. vol. 6 and 7. Edinburgh 1759.
- Scheibe, Schiller. — als Geschichtsschreiber und Politiker. Programm. Larnowik 1887.
- Scherer, Geschichte der deutschen Literatur. Berlin 1902.
- Schink, Schiller's Maria Stuart, ästhetisch, kritisch, psychologisch entwickelt. Leipzig 1827.
- Schmidt, Jul., Die deutsche Literatur von Lessing bis zur Gegenwart. Leipzig 1862.
- Scott, Mrs. The Tragedy of Fotheringhay. Edinburgh 1905.
- Sepp, Tagebuch der unglücklichen Schottenkönigin M. Stuart, während ihres Aufenthaltes in Glasgow. München 1882.
- Sepp, Maria Stuart und ihre Ankläger. München 1884.
- Sierke, Kritische Streifzüge. Braunschweig 1881.
- Small, Mary Queen of Scots at Jedburgh. Edinburgh 1882.
- Spillmann, Geschichte der Katholikenverfolgung in England. II. und III. Band. Freiburg 1905.
- Staël, Mad. de, L'Allemagne. Paris 1810.
- Stamminger, Literarische Rundschau. 1880 und 1882. Freiburg 1880/82.
- Stevenson, The History of Mary Stuart. Edinburgh 1883.
- Schwering, Schiller. Eine Gedächtnisrede. Münster 1905.
- Sybel, Historische Zeitschrift. Neue Folge. Bd. 14, 15, 16. Leipzig 1883—1884.

- Teulet, *Lettres de Marie Stuart*. Paris 1859.
- Thoyras, Rapin de, *Histoire d'Angleterre*. Band VI. Haag 1724.
- Zietz, *Kritische Schriften*. 4. Band. Leipzig. 1852.
- Zomaschek, *Schiller in seinem Verhältnis zur Wissenschaft*. Wien 1862.
- Zytler, W., *A historical and critical inquiry into the evidence of Mary, Queen of Scots*. London. 1780.
- Zytler, R., *The history of England* vol. III and vol. IV. Edinburgh 1864.
- Ueberweg, *Aristoteles Poetik*. Leipzig 1875.
- Ueberweg, *Schiller als Historiker und Philosoph*. Leipzig 1884.
- Unbescheid, *Beitrag zur Behandlung der dramatischen Sekunde* Programm. Dresden-Alstadt 1884 und 1886.
- Wischer, Fr. Th., *Ästhetik oder Wissenschaft des Schönen*. Leipzig 1841.
- Wogt und Koch, *Geschichte der deutschen Literatur*. Band. II Leipzig 1904.
- Wolke, *Ästhetik des Tragischen*. München 1897.
- Voltaire, *Essai sur les mœurs et l'esprit des Nations*. IV. Paris 1829.
- Weltrich, Friedrich von Schiller. Stuttgart 1885.
- W. A. J., *Vie de Marie Stuart, Reine de France et d'Ecosse*. Bruges 1903.
- Wychram, Schiller. Leipzig 1898.
- Stimmen aus Maria-Saach. Band 62. Freiburg 1902.
- Grenzboten. 1878. II. Leipzig 1878.
- Revue Historique. Paris 1887—1888.
- Martyre de la Roynne d'Ecosse, Douairière de France. Antwerpen 1588
- Mary, Queen of Scots, her friends and her foes. London 1904.
- Schiller's Leben und Beurteilung seiner Schriften. Leipzig 1811.
- Schiller-Leben, gehalten von Grimm, Doederlein, Wischer etc. Ulm 1905.
- Historical Reprints, two important State-papers. Edinburgh. 1886.
- The Genuine Letters of Mary, Queen of Scots to Bothwell. Westminster. 1726.
- Maria Stuart, eine literarhistorische Studie. Dissertation. Berlin 1887.
- Maria Stuart et ses derniers historiens (Revue des Questions historiques.) Paris 1868.
- The Life and History of Mary, Queen of Scots. Glasgow. 1863.
- Nouvelle Biographie Générale, vol. 3, 25, 41. 42. Paris. 1855.



Zeit mehr denn dreihundert Jahren sind Geschichtsschreiber und Dichter der verschiedensten Nationen nicht müde geworden, die traurigen Schicksale der Königin Maria Stuart zu behandeln, und wie damals, so kämpfen auch heute noch Freund und Feind über die Echtheit oder Unechtheit der gegen sie vorgebrachten Beweise. „Dem einen ist sie die königliche Dulderin, die Märtyrin, die ihres Glaubens und ihres guten Rechtes wegen Schmach und Verfolgung erleiden mußte, dem andern das trugvolle Weib, das den Gatten gemordet, und sogar ihr eigenes Kind dem Gemahl in den Tod nachschicken wollte.“ ¹⁾

Es ist leicht begreiflich, daß ein solcher Stoff Schiller zur Gestaltung reizen mußte, wählte er ja mit Vorliebe solche Begebenheiten, die der Geschichtsforschung noch dunkel und räthselhaft sind, solche Persönlichkeiten, deren Charakterbild „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, noch in der Geschichte schwankt,“ und wie entscheidend er sich in der Wahl historischer Stoffe von dem Räthsel der Charaktere hat bestimmen lassen, das tun vor aller Augen die Helden kund, die im Mittelpunkt seiner großen Tragödien stehen, ein Don Carlos, ein Wallenstein, eine Maria Stuart, eine Jungfrau von Orléans, ein Warbeck, ein Demetrius.

„Schiller war weit davon entfernt,“ sagt Tomaschek, „als Geschichtsforscher die Wissenschaft der Geschichte als solche erweitern und bereichern zu wollen, aber er hat als Geschichtsschreiber das zugängliche Material in einer künstlerischen Weise zu verarbeiten gewußt und ist, wie sich ergeben hat, der Wahrheit

¹⁾ Gerdes: M. Stuart 2.

der Dinge, nach dem Maßstab unserer heutigen Forschung beurteilt, in vielen Punkten überraschend nahe gekommen;" ¹⁾ ich mache nur darauf aufmerksam, daß Ranke in seiner „Deutschen Geschichte“ es nicht verschmäht, den Wallenstein mit Schiller'schen Worten zu charakterisieren.²⁾ Er war eben auch zu der Erkenntnis gekommen, daß die handelnden Personen als die Träger der ihre Zeit beherrschenden allgemeinen Tendenzen betrachtet werden müssen.

Schiller trat nicht mit „wissenschaftlichem, sondern mit poetischem Sinn an die Geschichte heran und hegte für sie nur ein psychologisches und moralisches Interesse," ³⁾ seine kritischen Erwägungen verraten überall einen Zusatz von subjektiven Sympathien; das Individuelle, das Charakteristische war und blieb für ihn die Hauptsache. Nun verlangt aber die historische Forschung von dem Geschichtsschreiber, wie Janssen bemerkt „einen unermüdlischen Fleiß in der Ansammlung des Materials, Ernst und Gründlichkeit der Forschung, jenen klaren, besonnenen Blick und freien uneingenommenen Sinn, der mit der größten Ehrfurcht vor der Materie auch nicht die kleinste Lücke der Überlieferung mit den Gebilden der Phantasie ausfüllt, der jede Persönlichkeit nach ihrer Zeit auffaßt und alle seine Ideen aus der Fülle der Begebenheiten schöpft, nicht aber die Produkte seines subjektiven Gedankenprozesses und seiner individuellen Weltanschauung als leitende Ideen der Vergangenheit darstellt.“⁴⁾

Janssen hat recht, wenn er weiter ausführt, daß Schillers Geschichtsaufsätze an diesen Fehlern leiden, aber der Dichter ist groß genug, um die Wahrheit ertragen zu können, zumal er, wie schon erwähnt wurde, niemals auf den Namen eines Historikers

¹⁾ Tomaschek: Schiller in seinem Verhältnis zur Wissenschaft 118.

— ²⁾ Vergleiche hierzu Scheibe: Schiller als Historiker xc. 3. —

³⁾ Janssen: Schiller als Historiker I. — ⁴⁾ Janssen 19.

Anspruch erhoben hat. Er ist ehrlich genug, selbst einzugestehen, „daß er stets eine schlechte Quelle für einen Geschichtsschreiber sein werde, da die Geschichte nur ein Magazin für seine Phantasie sei und die Dinge sich alles unter seinen Händen gefallen lassen müßten.“ Dennoch hat, wie schon Jakob Grimm erkannt, Schiller sich Verdienste um die Geschichtswissenschaft erworben. „Eben durch Schiller,“ so sagt er, „ist in Deutschland der geschichtliche Vortrag lebendiger, die großen Publikationen vorher wenig bekannter Gegenstände, die Begebenheit des Abfalls der Niederlande und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges geläufiger geworden, was sodann auch gründliche Forschungen anderer Gelehrten zur Folge hatte.“¹⁾

Wesentlich anders wird die Antwort lauten, wenn man fragt, wie Schiller sich in seinen Dichtungen zur Geschichte stellt.

Scherer sagt in seiner „Geschichte der deutschen Literatur“, daß die Beurteilung Schillers auf völlig falsche Wege geriet, weil man Shakespeares Drama für das moderne Drama schlecht hin erklärte und daher jede Abweichung von dem großen Briten Schiller als Fehler anrechnete.²⁾ Gewiß, Shakespeare steht einzig da in der Weltliteratur, was die Tiefe und Ursprünglichkeit der Auffassung, die subtile Sondierung der Lebensrätsel, die Macht und Leidenschaftlichkeit seiner Charaktere, die Tragik seiner Probleme angeht, aber ihn als Muster für das historische Drama nach moderner Auffassung hinzustellen, geht meines Erachtens zu weit.

Übrigens ist es ein Unding, zwischen Shakespeare'schen und Schiller'schen Dramen Parallelen ziehen zu wollen. Letztere sind aus ganz anderen Voraussetzungen hervorgegangen, und dann muß jedes Drama an seinen eignen Prinzipien gemessen werden.

¹⁾ J. Grimm: *Kleine Schriften* I 384. — ²⁾ Scherer: *Geschichte der deutschen Literatur* 780.

Hat der Dichter aber gar seine ästhetischen Grundsätze selbst formuliert und schriftlich niedergelegt, wie es Schiller getan, so ist die stete Rücksichtnahme darauf eine zwingende Notwendigkeit für die Erklärung und Würdigung seiner Werke.

In seiner Abhandlung: „Über die tragische Kunst“ legt er seine Auffassung von dem Verhältnis zwischen geschichtlichen Tatsachen und ihrer poetischen Darstellung so klar auseinander, daß sie nicht übersehen werden können und dürfen. „Die Geschichte hat einen lehrhaften Zweck, sie will von geschehenen Dingen, und von der Art ihres Geschehens unterrichten. Sie muß sich streng an historische Richtigkeit halten, weil sie einzig nur durch treue Darstellung des wirklich Geschehenen ihre Absicht erreicht. Die Tragödie hingegen hat einen poetischen Zweck, d. h. sie stellt eine Handlung dar, um zu rühren und durch Rührung zu ergötzen. Behandelt nun die Dichtkunst einen geschichtlichen Stoff, so hat sie nicht nur das Recht, sondern sogar die Pflicht, die historische Wahrheit der poetischen unterzuordnen und den gegebenen Stoff nach ihrem Bedürfnis zu verarbeiten Es verrät sehr beschränkte Begriffe von der tragischen Kunst, ja von der Dichtkunst überhaupt, den Tragödiendichter vor das Tribunal der Geschichte zu ziehen und dieser stillschweigend eine Gerichtsbarkeit über sein Produkt einzuräumen. Der Dichter hat nur auf das eine zu achten, wie er nämlich in Übereinstimmung mit der Natur, d. h. mit vollkommen poetischer Wahrheit seine Aufgabe zu rühren und durch Rührung zu ergötzen, löst.“¹⁾

Um noch andere Beweise für seine Anschauungen zu gewinnen, durchblättere man nur Schillers Briefwechsel mit Goethe, Körner und Humboldt. So schreibt er, während er mit dem Plan zu seinem Warbeck sich beschäftigte: „Nun ist

¹⁾ Goedecke: Schiller. Ästhetische Schriften 36 ff. Vergl. auch „Über das Erhabene“ 226.

zwar von der Geschichte so gut wie gar nichts zu gebrauchen, aber die Situation im ganzen ist fruchtbar. Überhaupt glaube ich, daß man wohl tun würde, immer nur die allgemeine Situation, die Zeit, die Personen aus der Geschichte zu nehmen und alles Übrige poetisch frei zu erfinden.“¹⁾ Goethe geht auf des Freundes Ansicht ein und schreibt nach einigen Tagen: „Es ist gar keine Frage, daß, wenn die Geschichte das simple Faktum, den nackten Gegenstand hergibt, der Dichter aber Stoff und Behandlung, man besser und bequemer daran ist, als wenn man sich der Ausführlichkeit und Umständlichkeit der Geschichte bedienen soll, denn da wird man immer genötigt, das Besondere des Zustandes mit aufzunehmen; man entfernt sich vom rein Menschlichen und kommt ins Gedränge.“²⁾ An Körner schreibt er: „Allerdings ist die Geschichte willkürlich, voll Lücken und oft unfruchtbar, aber eben das Willkürliche in ihr könnte einen philosophischen Geist reizen, sie zu beherrschen; die Leere und Unfruchtbarkeit einen schöpferischen Kopf herausfordern, sie zu befruchten und auf dieses Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen. Glaube nicht, daß es leichter sei, einen Stoff auszuführen, den man sich selbst gegeben hat, als einen, davon gewisse Bedingungen vorgeschrieben sind.“³⁾ In einem Briefe an Karoline von Beulwitz vom 10. Dezember 1787 geht Schiller näher auf das Verhältnis der poetischen zur historischen Wahrheit ein; er gibt wiederum der erstern als derjenigen, welche die Menschen nicht nur den Menschen kennen lehrt, den Vorzug und rühmt die Freiheit des Dichters gegenüber der Beschränktheit des Geschichtsschreibers.⁴⁾ Überall also betont Schiller das Charakteristische, das Individuelle, überall geht er aus von seinen aprioristischen Freiheitsideen, nur von diesem

¹⁾ Brief an Goethe vom 20. 8. 1799. — ²⁾ Brief an Schiller vom 27. 8. 1799. — ³⁾ Brief an Körner vom 7. 1. 1788. — ⁴⁾ Janssen 10.

Gefichtspunkt aus ist ihm die Weltgeschichte ein „erhabenes Objekt“, denn die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grunde nichts anders als der Konflikt der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen; den Erfolg dieses Kampfes aber berichtet uns die Geschichte.¹⁾

Wiederum rechtfertigt er die Freiheiten, die er sich in der Behandlung historischer Stoffe erlaubt hat, wenn er in seinem Vorbericht zum Fiesko sagt: „Eine einzige, große Aufwallung, die ich durch die gewagte Dichtung in der Brust meiner Zuhörer bewirke, wiegt die strengste historische Genauigkeit auf.“²⁾ Dieser Ausspruch klingt allerdings kühn, und auch in ihrem Briefwechsel äußern unsere beiden Klassiker sich zuweilen etwas leichtfertig über das Verhältnis des Dichters zur Geschichte; sie gehen tatsächlich in ihren theoretischen Forderungen zu weit, ich sage, in ihren theoretischen Forderungen, denn sobald Schiller die Feder zu einem geschichtlichen Drama ansetzte, zwang ihn sein historischer Sinn, seine äußerst feine, dichterische Intuition, dem tragischen Menschen möglichst viel von seinem historischen Wesen zu lassen.

Diese Ausführungen mögen genügen, um Schillers Standpunkt der Geschichte gegenüber zu charakterisieren.

Wenn man nun seine historischen Dramen an seinen eigenen Grundsätzen mißt, so muß der unparteiische Beurteiler zugeben, daß keiner es so verstanden hat wie er, „großen, auffallenden Beispielen tragischen Geschicks im Zusammenhang der Welt-ereignisse nachzugehen, seine Rätsel aus dem Innern des Helden heraus zu lösen, seine Notwendigkeit, seine Sühne, sein Verdienst aus der Überschau der richtenden Nachwelt zu erweisen,“³⁾ und darin eben liegt seine dichterische Größe.

¹⁾ Abhandlung „Über das Erhabene“ 226. — ²⁾ Janssen 2. —

³⁾ Borinski: Das Theater 75.

Besonders in der Maria Stuart wird es offenbar, daß „die Geschichte dem Dichter nur als das erhöhte, allen sichtbare Gerüst dient, auf dem an weltbekannten Ereignissen die ewigen Fragen des Geistes und des Herzens zum Austrag kommen.“¹⁾

Ich will nun im folgenden das Bild der Schottenkönigin, wie Schiller es in seinen Quellen vorfand, mit der Maria Stuart seines Dramas vergleichen und nachzuweisen suchen, aus welchen Gründen der Dichter mehrfach von seinen Quellen abgewichen, wobei natürlich eine ästhetische Würdigung des Dramas selbst nicht zu umgehen ist. Sodann werde ich einen kritischen Überblick über die Ergebnisse der neueren und neuesten Forschungen geben, wie er sich durch eingehendes, vergleichendes Studium der bedeutendsten modernen Darstellungen der Geschichte der Schottenkönigin gewinnen läßt. So gelingt es mir vielleicht, ein — so weit dieses heute überhaupt möglich ist — abschließendes Urteil über den Gegenstand meiner Arbeit zu bieten.

Schon als Schiller im Dezember 1782 nach Bauerbach kam, hatte er sich Maria Stuart zu dramatischer Bearbeitung vorgesetzt. Aber der Stoff widersetzte sich der Behandlungsweise, wie sie zu jener Zeit dem Dichter allein zusagte, und so legte er dem Don Carlos zuliebe, den Plan bis auf „weitere Ordre“ zurück. Erst nach Vollendung des Wallenstein schritt er, hauptsächlich auf das Antreiben Goethe's hin, zu ernstlicherer Beschäftigung mit dem langgehegten Plan; der Briefwechsel der beiden Dichter vom 19. März bis zum 3. September 1799 gibt uns die beste Aufklärung der Entstehungsgeschichte des Dramas.

„Neigung und Bedürfnis,“ so lesen wir am 19. März. 1799, „ziehen mich zu einem frei phantasierten, nicht historischen, sondern bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff, denn

¹⁾ Borinski 79.

Soldaten, Knechten und Herrscher habe ich herzlich satt.“¹⁾ Bei dem Studium der Regierungsgeschichte der Königin Elisabeth und des Prozesses der Maria Stuart boten sich ihm sofort ein paar „tragische Hauptmotive“ dar und gaben ihm großen Glauben an den Stoff, um so mehr, als sich ihm die Möglichkeit bot, den ganzen Gerichtstag zugleich mit allem Politischen auf die Seite zu bringen und die Tragödie mit der Verurteilung anzufangen.²⁾ Am 4. Juni 1799 beginnt der Dichter, weil das Schema zu den ersten Akten in Ordnung ist, „mit Lust und Freude“ die Ausarbeitung und hofft „in diesem Monate schon einen ziemlichsten Teil der Exposition zurückzulegen.“³⁾ Am 14. Juni sitzt er noch immer bei den ersten Szenen und sucht einen festen Grund für das Künftige zu legen.⁴⁾ Bei der Arbeit überzeugt er sich immer mehr „von der eigentlich tragischen Qualität seines Stoffes“⁵⁾, man sieht „die Katastrophe gleich in den ersten Szenen, und indem die Handlung des Stückes sich davon wegzubewegen scheint, wird sie näher und näher herbeigeführt. An der Furcht des Aristoteles fehlt es also nicht, und das Mitleid wird sich auch schon finden.“⁶⁾

In demselben Brief findet sich die für die Beurteilung unserer Tragödie so wichtige Stelle: „Meine Maria wird keine weiche Stimmung erregen, es ist meine Absicht nicht; ich will sie immer als ein physisches Wesen halten und das Pathetische muß mehr eine allgemeine, tiefe Rührung, als ein persönlich-individuelles Mitgefühl sein. Sie empfindet und erregt keine Bärtlichkeit, ihr Schicksal ist nur, heftige Passionen zu erfahren und zu entzünden.“⁷⁾ Die Arbeit schritt nun stetig, wenn auch nicht schnell fort. Am 12. Juli klagt er über „die Schwierig-

¹⁾ Brief an Goethe vom 19. 3. 1799. — ²⁾ Desgl. vom 26. 4. 1799.

³⁾ Desgl. vom 4. 6. 1799. — ⁴⁾ Desgl. vom 14. 6. 1799. — ⁵⁾ Desgl. vom 18. 6. 1799. — ⁶⁾ Desgl. vom 18. 6. 1799. — ⁷⁾ Desgl. vom 18. 6. 1799.

keit der Darstellung des Prozeßes und der Gerichtsform“, und erwähnt sein Studium der „Geschichte des Kapin Thoyras“, die ihm „das englische Volk und Wesen immer lebhaft vor die Imagination führt“. ¹⁾ Am 24. Juli hat er den ersten Akt beendet; er hatte den Dichter viel Mühe gekostet, weil er den poetischen Kampf mit dem historischen Stoff darin bestehen und der Phantasie Freiheit über die Geschichte verschaffen mußte, und doch wollte er von allem, was diese Brauchbares bot, Besitz nehmen. ²⁾ Am 30. Juli ist er schon „ganz ernstlich im zweiten Akt bei seiner königlichen Heuchlerin“ ³⁾, und am 26. August ist derselbe vollendet. Schon vorher hatte Schiller an Körner geschrieben, „er sei nun sicher, sich nicht im Stoff vergriffen zu haben“ ⁴⁾ und in einem Brief an Goethe hatte er bemerkt, daß „in dieser Tragödie alles theatralisch sein solle.“ ⁵⁾ Am 24. Dezember schon konnte der Dichter dem Engländer Mellish, der auf Grund des Schiller'schen Textes eine genaue Übersetzung ins Englische vorbereitete, die drei ersten Akte vorlesen. Durch Krankheiten und andere Störungen sehr behindert, wurde Schiller erst im Mai des folgenden Jahres mit dem vierten Akte fertig, und den letzten endlich bearbeitete er auf dem Schlosse Ettersburg, wohin er sich zurückgezogen hatte, um in ländlicher Stille ungestört arbeiten zu können.

Am 8. Juni war das Stück vollendet, und schon am 14. desselben Monats ging es in Weimar über die Bühne und erzielte einen ungeheuern Erfolg. Goethe schrieb dem Dichter: „Man hat alle Ursache, mit der Aufführung sehr zufrieden zu sein, so wie das Stück mich außerordentlich gefreut hat.“ ⁶⁾

¹⁾ Brief an Goethe vom 12. 7. 1799. — ²⁾ Desgl. vom 12. 7. 1799.
— ³⁾ Desgl. vom 30. 7. 1799. — ⁴⁾ Brief an Körner vom 9. 8. 1799.
— ⁵⁾ Brief an Goethe vom 16. 8. 1799. — ⁶⁾ Brief an Schiller vom 18. 6. 1800.

Zwei Tage später meldete Schiller seinem Freunde Körner: „Vorgestern ist die Maria Stuart gespielt worden und mit einem Succesß, wie ich ihn nur wünschen konnte. Ich fange an, mich des dramatischen Organs zu bemächtigen und mein Handwerk zu verstehen.“¹⁾ Am 3. Juli wurde die Tragödie im Sommertheater zu Raachstädt gegeben. Der Schauspieler Becker, der selbst eine Hauptrolle spielte, berichtete darüber an Schiller: „Das Stück hat so gefallen, daß ich mich einer solchen Sensation nicht erinnern kann. Das einstimmige Urtheil war, es sei das schönste Schauspiel, welches Deutschlands Bühne je dargestellt habe. Den Kassierer hat man gar nicht zur Kasse kommen lassen; um drei Uhr nachmittags hatte man schon alle Billets aus seiner Wohnung abgeholt. Die Wut der Menschen zu dem kleinen Haus war so groß, daß wir die Musici aus dem Orchester auf die Bühne plazierten und dieses mit Zuschauern vollpflropften. Sie boten einander für ein Billet, welches acht Groschen kostete, drei Thaler; dennoch mußten über zweihundert Menschen zurückbleiben.“²⁾

Worin liegt nun diese gewaltige Wirkung? Schon im „Wallenstein“ hatte Schiller ein im wesentlichen objektives Drama geschaffen, wenngleich bei der Max-Imilia Tragödie ein nicht zu verkennendes persönliches Interesse wenigstens noch episodisch einwirkt. In Maria Stuart aber ist der rein objektive Stil völlig zum Durchbruch gekommen, und der Dichter ist bei keiner Gestalt mit dem Herzen interessiert. Körner schrieb ihm: „Es gibt keinen Helden in Deinem Stück, selbst die Haupt-

¹⁾ Brief an Körner vom 16. 6. 1800. — ²⁾ Becker: Briefe an Schiller 373 und 385. Vergleiche dazu Wychram: Schiller 428 ff. Bellermann: Schiller (Sammlung, Dichter und Darsteller) 214 ff. —

personen sind nicht idealisiert, und keine ihrer Schwächen und gehässigen Seiten ist verborgen.“¹⁾

Was die Komposition, die dramatische Architektur der Maria Stuart betrifft, so bildet sie den Höhepunkt im dichterischen Schaffen Schillers. Darin wenigstens stimmen alle Literaturhistoriker überein, angefangen von seinen Zeitgenossen, bis auf unsere modernen Kritiker.²⁾

Und wer möchte es leugnen, daß das Drama meisterhaft in seiner Anlage, klar, einfach und dennoch höchst kunstvoll in seiner Entwicklung, fesselnd und spannend von der Exposition bis zur Katastrophe ist. Das ganze Stück ist gewissermaßen eine große, tragische Analyse:³⁾ die bereits zum Tode verurteilte Maria bittet um eine Unterredung mit Elisabeth, in der Hoffnung, dadurch die Vollstreckung des Todesurteils von sich abzuwenden. Die Unterredung findet statt, die Folge aber ist gerade die Beschleunigung der Vollstreckung des Urteils.⁴⁾ Welche Einfachheit und doch welche Fülle von Motiven zwischen Verurteilung und Hinrichtung: „Das Ganze ist nicht so sehr Darstellung eines rücksichtslos fortschreitenden und durch diese Einseitigkeit sich in Schuld verstrickenden Handelns, sondern Darstellung des Leidens, Darstellung des Zustandes.“⁵⁾

Auch von Ausländern wurde dieses ehrend anerkannt. So erklärte Madame de Staël die „Maria Stuart“ als die pathetischste und am besten angelegte deutsche Tragödie“. Sie lobt ganz besonders die prachtvolle Darstellung des Charakters der Schottenkönigin, „der stets wachsendes Interesse erzeuge“. ⁶⁾ Schillers Bewunderer Carlyle, der im allgemeinen den

¹⁾ Brief an Schiller vom 9. 7. 1800. — ²⁾ Vergl. hierzu Dünker 44 ff. — ³⁾ Vergl. Schiller: Brief an Goethe vom 2. 10. 1797 und vom 26. 4. 1797. — ⁴⁾ Desgl. vom 18. 1. 1799. — ⁵⁾ Fetting: Gesch. der deutschen Lit. III. 285. — ⁶⁾ Madame de Staël: L'Allemagne 126.

Schöpfungen des deutschen Dichters mit so großer Sympathie und Objektivität gegenüberstand, auch in der Beurteilung derselben seines kritischen und ästhetischen Empfinden bekundete, ist auf die Stuart schlecht zu sprechen. Er verleugnet eben den Briten nicht, den es gewaltig verdroß, daß der berühmte deutsche Dichter so entschieden Partei für die Schottenkönigin nahm, der „jungfräulichen Königin“ von England den Titel eines Bastard beilegte und ihr, geschichtliche und poetische Gerechtigkeit ühend, die Maske vom Antlitz riß. Von dieser Voraussetzung ausgehend, ist denn auch seine Kritik dieser Tragödie vollständig verfehlt, und es klingt recht naiv, wenn er am Schluß bemerkt: „Wie reich sich auch in der Maria Stuart der Schiller'sche Genius wiederum bekundet, bei uns Engländern bringt das Stück verhältnismäßig wenig Wirkung hervor.“¹⁾

Aus welchen Quellen schöpfte nun Schiller seinen Stoff? Das ist die Frage, die uns zunächst beschäftigen soll. Mit bekannter Gewissenhaftigkeit betrieb er die Vorstudien auch zu diesem Drama, er las die besten Geschichtswerke seiner Zeit, die das Leben Marias und Elisabeths behandeln. Besonders benutzte er Camdens Annalen²⁾ und die Histoire d'Angleterre von De Rapin Thoyras;³⁾ ferner schöpfte er aus Humes Geschichte von England,⁴⁾ Robertsons Geschichte von Schottland,⁵⁾ benutzte die Geschichte der Königin Elisabeth von England von Archenholz⁶⁾ und Brantômes „Biographische Nachrichten der

¹⁾ Carlyle: Schiller 87. — ²⁾ Camden: Annales rerum Anglicarum et Hibernicarum regnante Elisabetha. Frankfurt-M. 1616. —

³⁾ De Rapin Thoyras: Histoire d'Angleterre. Haag 1724. — ⁴⁾ Hume: History of England. London 1754/61. — ⁵⁾ Robertson: History of Scotland. Edinburgh 1791. — ⁶⁾ Archenholz: Historischer Kalender für Damen für das Jahr 1791.

Erlauchten Damen Frankreichs“. ¹⁾ Außerdem entlieh er der Weimarer Bibliothek Buchanans Geschichte Schottlands ²⁾ und Biewegs Taschenbuch für 1791, das einen Aufsatz von Geng über Maria Stuart gebracht hatte.

Die vorgenannten Geschichtsschreiber sind zum Teil für Maria und vertreten ihre Sache Elisabeth gegenüber mit aller Entschiedenheit, zum größern Teil jedoch ergreifen sie die Partei der englischen Königin gegen die Schottin.

Cambden, der hauptsächlichste Gewährsmann unseres Dichters, ist im Ganzen gerecht und unparteiisch. Burleigh hatte ihm die Archive geöffnet, die er, wie alle andern ihm zu Gebote stehenden Mittel mit großem Fleiß benutzte. „Da er aber unter der Regierung von Marias Sohn schrieb, so mußte er, wie nachdrücklich er auch die volle Wahrheit als erste Pflicht des Geschichtsschreibers hervorhebt, doch zugunsten der schottischen Königin schreiben.“ ³⁾

Er bildet den schroffsten Gegensatz zu Buchanan, der sich in seiner *Detectio Mariae* (1571) und seiner *Rerum Scoticarum historia* (1582) als Marias entschiedenster Feind enthüllt. Ubrigens hat schon die Mitwelt seine schamlosen Berichte als Verleumdungen gebrandmarkt, und diese Tatsache war auch Schiller bekannt.

Ganz auf Cambden beruhend, und diesen stets als Gewährsmann anführend, hat Rapin de Thoyras seine Geschichte Maria Stuarts geschrieben. Er erzählt die Tatsachen mit großer Genauigkeit, Recht und Unrecht gewissenhaft verteilend, wie er es in seinen Quellen vorfand. Es läßt sich jedoch nicht leugnen, daß die Schottenkönigin seine Sympathien in weit höherem

¹⁾ Brantôme: *Biogr. Nachrichten von Erlauchten Damen Frankreichs*. — ²⁾ Buchanan: *Rerum Scoticarum Historia*. Utrecht 1697. —

³⁾ Dünker 3.

Grade besitzt, als Elisabeth. Marias Mitschuld am Tode Darnleys bezweifelt er nicht.¹⁾

Brantômes Berichte haben mehr die Form eines Romans, als die einer geschichtlich treuen Wiedergabe der Ereignisse. Jedenfalls ist er als Franzose ein Anhänger Marias; er lieferte Schiller manche Züge zur Charakteristik der Schottenkönigin, während der Dichter für die Darstellung der englischen und schottischen Verhältnisse Brantôme wohl kaum benutzt hat. Was Marias Schuld am Tode ihres Gemahls angeht, so behauptet der Franzose, „nur Betrüger, wie Buchanan, schoben ihr diese zu“. Schon damals erschienen nämlich Verteidigungsschriften, nicht nur in England, sondern auch in Deutschland und Frankreich.²⁾

Neben Cambden benutzte Schiller in ausgedehntem Maße Archenholz, der eine ausführliche Geschichte der Stuart bringt. In den Hauptpunkten seiner Darstellung, besonders den tragischen Konflikten, schloß der Dichter sich enge der Auffassung dieses deutschen Historikers an, der besonders die landläufige Auffassung eines sündhaften Verhältnisses Marias zu Rizzio und Bothwell mit großer Entschiedenheit vertritt.³⁾

¹⁾ „Rapin classe les faits avec méthode, raconte avec tant d'exactitude qu'il lui est possible et prend soin de citer ses autorités.“ Nouvelle Biographie générale vol. 41 p. 654.

²⁾ Dünker p. 62. Vergl. auch Nouvelle Biogr. générale vol. 7 p. 261. „Brantôme raconte souvent pour le plaisir de raconter; il écrit pour se rappeler les faits; il parle à lui même plus qu' à son auditeur.“

³⁾ „Plus d'une inexactitude s'y est glissée à l'ombre d'un style pittoresque Archenholz sut constamment se donner un air d'impartialité en se pliant avec adresse aux circonstances.“ Nouvelle Biographie générale vol. 3 p. 46.

Hume, der englische, und Robertson, der schottische Geschichtsschreiber, ergreifen in ihren Werken die Partei Elisabeths. Bei ersterem ist dies wohl nicht zu verwundern, da der Nationalstolz der Engländer eine solche Stellung verlangte, und so findet sich denn bei ihm auch sogar die Annahme der Verschwörung Marias gegen Elisabeths Leben.¹⁾

Robertson, der Schotte, war ein erbitterter Protestant, der hohe Ämter an seiner Landeskirche bekleidete. Daß er in dieser Eigenschaft der katholischen Königin nicht freundlich gesinnt war, liegt auf der Hand. Nichtsdestoweniger ist er gerecht in der Schilderung des falschen Spiels, das Elisabeth mit Maria getrieben, wenngleich er den Charakter der Letztern in jeder Weise zu beflecken und zu entstellen sucht. Übrigens entnahm Archenholz eine Menge von Zügen aus Robertson, besonders auch lokale und kulturelle Momente.²⁾

Es dürfte wohl niemand bezweifeln, daß durch die neuern Forschungen das historische Bild, das Schiller in seinen Quellen fand, in vielen Punkten berichtigt worden ist, da zwischen der historischen Forschung seiner und der spätern Zeit ein gewaltiger Unterschied besteht. Andererseits bestätigen diese Quellen, mit welcher auffallend innerm Verständnis, feinem Takte und seltener Wahrheitsahnung er das Material benützt hat.

Maria in Frankreich am Hofe der Medizäerin, wo sie Leichtfinn lernte, Maria in Schottland, wo sie dem Kampfe der Parteien anheimfiel und in sittlichen Konflikten sich selbst

¹⁾ „L'histoire des Stuarts, sans être toujours fondée sur des documents originaux, est un ouvrage supérieur, malheureusement un peu gâté par les préjugés de l'auteur, qui cependant se vantait de n'en pas avoir.“ — Biogr. générale vol. 25 p. 532.

²⁾ „Robertson a souvent accepté des faits douteux ou faux sur la foi d'autorités contestables ou de documents de seconde main.“ — Nouvelle Biographie générale vol. 42 p. 393.

verlor, und Maria in England, wo sie gegen alles menschliche Recht büßen mußte, was sie in Schottland gefehlt, das sind gewiß drei Vortwürfe, denen der Dichter des Wallenstein gerecht werden konnte. Er aber griff aus dem reichen, interessanten Stoff nur die letzten Tage der unglücklichen Königin heraus und gestaltete sie zu jener wundervollen Komposition, in der weder äußere Ereignisse noch innere Motive unentwickelt blieben.

Nach der historischen Zeitfolge beginnt Schillers Drama am 10. November 1586, dem Tage, an welchem die 46 Lords — bei Schiller sind es nur 42 — die Vertreter der höchsten Aristokratie, das Todesurteil über Maria ausgesprochen haben. Dreizehn qualvolle Wochen liegen zwischen diesem Tage und der Vollziehung des Urteils, da der Königin Haupt erst am 8. Februar 1587 fiel. Schiller drängt im Interesse der dramatischen Einheit die Ereignisse auf einen Zeitraum von drei Tagen zusammen, so daß das Stück sich gleichsam in einem Atemzug abspielt.

Obgleich der Dichter also nur die letzten Tage Marias darstellt, scheint es mir geboten, zunächst zurückzugreifen und die Geschichte der Schottenkönigin von ihrer Jugend an zu verfolgen, da gerade in ihrem früheren Leben die Voraussetzungen ihres spätern tragischen Schicksals liegen, wie es im Drama zum Ausdruck kommt.

Dem unseligen Geschlechte der Stuart entsprossen, einem Geschlecht, dessen Mitglieder selten eines natürlichen Todes starben, die entweder im Schlachtengetümmel fielen oder gleich den Pelopiden durch eigenen Frevel sich zugrunde richteten, oder aber, der Volksraube zum Opfer fallend, das Schaffott besteigen mußten, wurde Maria, die Tochter Jakob's V. von Schottland und Marias von Lothringen, schon in frühester Jugend ihrem rauhen Vaterlande entrisen, an den französischen Hof gebracht und dem Dauphin Franz, dem Sohne Heinrich's II., verlobt. Hier, an dem üppigen, bildungsreichen Hofe Katharinas von

Medici, verlebte sie ihre Jugendzeit. Grazien und Mufen hatten, Gaben spendend, an ihrer Wiege gestanden, und sie mit allen Vorzügen des Geistes und Körpers ausgestattet. Die Prinzessin betrieb griechische, lateinische und italienische Studien und machte glänzende Fortschritte. Von lebhafter Phantasie, liebte sie vor allem, wie Brantôme schreibt, „die Poesie und die Dichter, ganz besonders Ronsard, Du Bellay und Maisonfleur“. ¹⁾ Mit gleicher Liebe pflegte sie die Musik und begleitete ihren entzückenden Gesang selbst auf der Laute. Auch alle Vorzüge zarter Weiblichkeit, Milde und Herzensgüte fehlten ihr nicht. Als sie elf Jahre alt war, schrieb der Kardinal von Lothringen an die Königin-Mutter von Schottland: „Ihre Tochter ist so sehr gewachsen und wächst täglich an Größe, Güte, Klugheit und Tugenden, so daß sie in allen ehrenvollen und trefflichen Dingen die größtmöglichste Vollkommenheit zeigt.“ ²⁾ Zu diesen geistigen Vorzügen gesellte sich eine geradezu berückende Schönheit. Brantôme sagt von ihr, sie sei mit ihren braunen, sanft blickenden, oder, erregt, sonnig strahlenden Augen, mit der schön gewölbten Stirn, der fein geformten Nase, dem langen, gold-blonden Haar, dem blendend weißen Teint, einem Wuchse, in dem sich Anmut und Hoheit vereinigten, wie eine Göttin anzuschauen gewesen.“ ³⁾

Ob die Entwicklung ihres Charakters der Ausbildung ihrer Talente und der Entwicklung ihrer Schönheit entsprach, ist eine andere Frage. Die junge Schottin wuchs in der Atmosphäre eines Hofes auf, an welchem Genußsucht und Sinnenreiz, Oberflächlichkeit und Leichtsinns herrschend waren, eines Hofes, der dem Gaukelspiel der Sinne nicht selten strenge Tugend und fromme Sitte zum Opfer brachte. Dazu war das

¹⁾ Brantôme 31 ff. — ²⁾ Brief an Maria von Lothringen vom 25. 2. 1554. — ³⁾ Brantôme 32.

leidenschaftliche Naturell der Stuarts auch Marias Erbteil geworden. Rasche, oft ungestüme Bestimmtheit im Handeln, Leidenschaftlichkeit im Hassen und Lieben, plötzlicher Wechsel der Empfindungen, alle diese Seiten ihrer Natur bildeten sich ungezügelt weiter aus in der Luft des französischen Hofes.

Schon am 24. April 1558 stand Maria, noch nicht sechzehn Jahre alt, als königliche Braut an der Seite des um ein Jahr jüngern Dauphin, vor dem Hochaltare in Notre-Dame, und als ein Jahr später Heinrich II. starb, da bestieg das junge Paar den französischen Königsthron.

Welche Hoffnungen und Pläne knüpften sich an diese Vermählung! Nicht nur die Vereinigung von Schottland und Frankreich, sondern auch die Erwerbung von England und Irland schwebte Maria als höchstes Ziel vor.

Als Elisabeth von England, die illegitime Tochter Heinrichs VIII. — und kein Parlament konnte sie legitim machen — nach dem Tode Marias der Katholischen den englischen Thron bestieg, da wurde ihre Erbfolge vom Papste und den katholischen Mächten bestritten, obgleich das Parlament den Beschluß Heinrichs VIII., der Elisabeth zu seiner Nachfolgerin bestimmt, anerkannt hatte. Maria aber, die durch ihre Großmutter, Margaretha Tudor, direkt von Heinrich VII. abstammte, wurde von der ganzen katholischen Welt als die rechtmäßige Thronerbin anerkannt. Hatte sie schon zu Lebzeiten der katholischen Maria ihre Möbel und ihr Tischgerät mit dem englischen Wappen geziert, war schon von frühester Jugend an ihre Lieblingsdevise unter den vereinigten Kronen von Schottland und Frankreich das Motto gewesen „*aliamque moratur*“ — so fügte sie nach dem Ableben ihrer Verwandten zu ihren beiden Herrschertiteln noch den einer englischen Königin hinzu. Allerdings hatte dies an und für sich gar keine Bedeutung, da Elisabeth ungeachtet dessen ohne jede Schwierigkeit zur Herrschaft

gelangte. Um ihren Thron zu sichern und zu befestigen, knüpfte die Königin von England, als sich die protestantischen Schotten gegen ihre katholische Regentin, Maria von Guise, erhoben, mit denselben Verbindungen an, und als jene am 11. Juni 1560 starb, da schloß Elisabeth mit den Rebellen den sogenannten Edinburgher Vertrag, nach welchem den schottischen Protestanten Duldung und Schutz zugesichert wurde. Der fünfte Artikel dieses Vertrages aber lautete: „Die Königin von Schottland und ihr Gemahl sollen für alle künftigen Zeiten darauf verzichten, Titel und Wappen des Königreiches England zu führen und zu gebrauchen.“

Mit Absicht hatte Cecil, Elisabeths treuer Ratgeber, diese unbestimmte und dehnbare Fassung gewählt, aber wenn er glaubte, daß Maria sich zum Unterzeichnen würde bewegen lassen, so hatte er sich doch schwer getäuscht, denn Maria Stuart besaß „für Politik einen praktischen Blick, dazu viel Mut und jenen Unternehmungsgeist, der nur vorübergehend durch Unglück zu beugen war.“¹⁾ Sie weigerte sich entschieden, den Vertrag anzuerkennen und erhob energischen Einspruch gegen das eigenmächtige Verfahren der schottischen Edlen.²⁾ Man rüstete zum Kriege, aber am 5. Dezember 1560 starb Marias Gemahl, und schutzlos stand die siebzehnjährige Fürstin nun ihrem fanatischen Volke und ihrer eifersüchtigen Rivalin gegenüber. Am französischen Hofe fand sie statt einer Stütze nur kühle Zurückhaltung, denn, da mit dem Tode Franz II. das Gestirn der Guisen erloschen war, war für Katharina von Medici, die herrsch- und ränkesüchtige Italienerin, der ersehnte Tag der Regentschaft gekommen.

Maria sah wohl ein, daß ihres Bleibens am Hofe nicht länger sein konnte, und nachdem sie sich einige Zeit bei ihren

¹⁾ Gaedecke 33. — ²⁾ Opitz 33.

Verwandten in Lothringen aufgehalten hatte, entschloß sie sich, dem Drängen der schottischen Lords Folge zu leisten und in ihre Heimat zurückzukehren. Mit tiefem Weh im Herzen schiffte sie sich am 15. August 1561 in Calais ein und landete nach fünftägiger Fahrt im Hafen von Veith. Die bekannten Einzelheiten der Reise hat uns Brantôme in ergreifender Weise geschildert.¹⁾ Auch durch Ronsards und Bérangers Dichtungen leben dieselben in der Nachwelt fort. Unter dem Jubel des Volkes hielt die siebzehnjährige Fürstin am folgenden Tage ihren Einzug in die Hauptstadt. Aber welche Verhältnisse fand sie in der rauen schottischen Heimat vor? Ein Volk, das die junge, dem Katholizismus huldigende Königin mit mißtrauischem Fanatismus betrachtete, eine Geißlichkeit, die mit düsterer Glaubensglut dieses Mißtrauen unablässig nährte, einen trogigen, unbändigen, selbstsüchtigen Adel, an dessen Spitze ihr Halbbruder James, ein natürlicher Sohn Jakobs V., stand.

„Mit ihrer bezaubernden Schönheit, ihrer glänzenden, vielseitigen Bildung, der Fülle ihrer sonstigen liebenswerten Charaktereigenschaften, würde Maria an der Seite eines kräftigen Gemahls die Zierde eines Thrones geworden sein, aber zu einer selbständigen Regierung in solch schwerer Zeit gebrach es ihr an Einsicht und Festigkeit.“²⁾ Zwar zeigte sie sich den Protestanten gegenüber außerordentlich tolerant und machte ihnen die größten Zugeständnisse; zwar hatte sie, um weitere Konflikte mit Elisabeth zu vermeiden, den englischen Königstitel abgelegt, aber dieses war doch nicht gleichbedeutend mit: „Die Königin von Schottland wird für alle künftigen Zeiten dem englischen Wappen und Thron entsagen.“

Sie weigerte sich nochmals ganz entschieden, den Edinburgher Vertrag zu unterzeichnen, wenn nicht Elisabeth sie

¹⁾ Brantôme 56. — ²⁾ Gerdes 44.

zuvor als nächste Thronerbin anerkennen werde. Die Verständigung kam nicht zustande, da jene von der Ratifikation des Vertrages ihr freundschaftliches Verhältniß abhängig machte: der Zwiespalt wurde nur noch heftiger und es bildete sich in der Seele Elisabeths ein Haß aus, der mit allen Lug- und Trugmitteln der damaligen Politik die Gegnerin zu vernichten suchte. Leider fehlte es dieser, die jung und unerfahren war, an verständigen und wohlmeinenden Ratgebern. Auch war ihre Menschenkenntnis sehr gering, und sie schenkte daher ihr Vertrauen oft unwürdigen Leuten. „Durch keine Überredung oder schlimme Erfahrung ließ sie sich in irgend welcher Neigung für Günstlinge irre machen. Mit manchen hochbegabten Frauen theilte sie ferner die Eigenart, daß auf Zeiten großer Erregung und Abspannung solche unbegreiflicher Sorglosigkeit und Schläffheit eintraten.“¹⁾ Harmlos, unerfahren und leichten Sinnes folgte sie mehr dem Zuge ihres Herzens, als weiser Überlegung, über sah die Schwierigkeiten, die sich allseitig vor ihr aufhäuften, und beging nur zu bald eine Unklugheit über die andere.

Ihre Kurzsichtigkeit und Schwäche zeigte sich zunächst in ihren Beziehungen zu ihrem Bastardbruder James, der der vollendetste Heuchler war, einen unersättlichen Ehrgeiz besaß und selbst nach der Königskrone strebte. „Schwerlich hat in Italien gegen den Ausgang des Mittelalters an den dortigen Fürstenthöfen,“ sagt Gerdes, „eine Persönlichkeit eine solche Fülle abgeseimtester Verräthereien und Schlechtigkeiten begannen, als Lord James unter der Maske eines frommen und ehrlichen Mannes verübte, um sich den Weg zum Thron zu bahnen.“²⁾ Auf sein Betreiben wurde ein treu ergebener Anhänger der Stuarts, der mächtige Graf Huntley, einer jugendlichen Unbesonnenheit willen, mit maßloser Härte behandelt, zur Empörung getrieben und

¹⁾ Gerdes 44. — ²⁾ Gerdes 76.

mit seinem Sohne hingerichtet. Dadurch wurde Maria eine der mächtigsten Stützen genommen, und ihrem „schlechten Verräter und Rechner“ fiel die reiche Grafschaft Murray zu, nach der er sich schon lange gesehnt hatte. Es liegt etwas wahrhaft Dämonisches in der Herrschaft dieses Mannes über Maria. Er haßte seine Schwester tödtlich als Papistin, erhob wiederholt die Fahne der Empörung, und dennoch vertraute diese ihm wieder und wieder, bis die Netze des schwärzesten Verrates dermaßen um sie geworfen waren, daß ein Entkommen aus denselben unmöglich war.¹⁾

Die großen Zugeständnisse, die Maria den Protestanten gemacht hatte, reizten auch die Katholiken gegen sie, und, von beiden Parteien gehaßt und verfolgt, schwankte das junge, unerfahrene Weib bald dahin, bald dorthin. Gebieterisch verlangten die schottischen Lords ihre abermalige Vermählung, damit dem Lande die Thronfolge gesichert werde, und es fehlte der schönen Königin wahrlich nicht an Bewerbern. Alle Verhandlungen zerfielen sich aber an dem Widerstand Elisabeths von England, die, um Maria hinzuhalten, bald diesen, bald jenen, zuletzt sogar ihren eigenen Günstling und Liebhaber, den charakterlosen Lord Dudley vorschlug.

Voll Entrüstung darüber ging Maria jetzt eigenmächtig zu Werke und traf eine Wahl, wie sie unglücklicher nicht hätte sein können. Sie vermählte sich im Juli 1565 mit ihrem protestantischen Vetter Henry Stuart, Lord Darnley, dessen Mutter die Tochter Margarethas, der ältesten Schwester Heinrichs VIII., war, der englischen Königsfamilie also noch um einen Grad näher stand als Maria Stuart selbst. Er war damals ein Jüngling von neunzehn Jahren, von schöner Gestalt

¹⁾ Vergl. hierzu Opitz 49 ff., Marcour 213 ff., Carbaunä 2 ff., Hüffer: Historisches Jahrbuch 33 ff., Dünker 55 u. a.

und einnehmendem Wesen, aber „wankend und schwankend in seiner Gefinnung, eitel und hochmütig, eigenfinnig und eingebildet, aufbrausend und abstoßend, maßlos im Glück, feige und furchtsam im Unglück.“¹⁾ Seine äußeren Vorzüge waren es, die ihm das Herz der Königin gewannen, und zudem hoffte Maria, durch ihre Heirat mit einem Protestanten ihre Widersacher zum Schweigen zu bringen. Aber Darnley war in keiner Weise dazu geeignet, seiner Gemahlin unter den obwaltenden schwierigen Verhältnissen den Halt zu geben, dessen sie bedurfte. Nichtsdestoweniger verlangte er Anteil an der Regierung, der ihm jedoch von Maria nicht gewährt wurde. Diese suchte und fand vielmehr eine Stütze in dem Italiener Rizzio, einem Mann, der in einem unansehnlichen Körper einen großen Geist verbarg.

Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, ob und wie weit es richtig ist, daß dieser mit dem kühnen Gedanken umging, die katholische Religion in Schottland wieder herzustellen. Sicher ist, daß die Furcht vor einem solchen Versuche zu einer Verschwörung des protestantischen Abels führte, der auch den schwachen König in seine Netze zu locken wußte. Als Preis für seinen Verrat an der Gattin und dem Vaterlande wurden ihm die Rechte versprochen, die Maria ihm nicht zugestehen wollte, kurz, die Königin sollte gestürzt und die Krone Darnley übertragen werden.

Am 9. März 1566 führten die Verschworenen ihr Vorhaben aus, zu dem Darnley um so williger seine Hand lieh, als, um die Eifersucht des leidenschaftlichen und rohen Menschen zu reizen, Gerüchte über ein ehebreeherisches Verhältnis Marias zu Rizzio ausgestreut worden waren. Rizzio wurde mit rück-

¹⁾ Archenholz 76 ff. Vergleiche auch Opitz 98, Fehle 7, Dünker 57 ff., Marcour 215, Rang 3, Gerdes 80 u. a.

sichtsloser Grausamkeit vor den Augen seiner Herrin niedergemezelt, diese selbst mit dem Tode bedroht und gefangen genommen. Bald nach der That aber gingen Darnley die Augen auf, und das brutale Benehmen der Verschworenen bewies ihm, daß er ein nutzloses Verbrechen begangen hatte. Er erbat Marias Verzeihung, und die Königin floh mit ihm nach Dunbar, wo viele Edelleute sich zu ihrem Schutz versammelten.

Die Verschworenen flohen, und wenige Tage später hielt Maria unter dem Jubel des Volkes ihren Einzug in Edinburgh. Darnley leugnete jetzt jegliche Mitschuld an der Verschwörung, obgleich Maria die schriftlichen Beweise dafür in Händen hatte. In eine Ehescheidung jedoch wollte sie unter keinen Umständen einwilligen, und als sie am 19. Juni 1566 einem Thronerben das Leben gab, da erteilte sie, von Murray gedrängt, bei dessen Taufe den Mördern Rizzios volle Amnestie. Sobald Darnley davon hörte, verließ er den Hof und begab sich zu seinem Vater nach Glasgow, da er die Rache derer fürchtete, die er treulos verlassen und verraten hatte.

Hier in Glasgow wurde er von den Plattern befallen. Als die Nachricht davon zu Marias Ohren kam, sandte sie sofort ihren Arzt zu ihm, und einige Tage später eilte sie, alle Mißhelligkeiten vergessend, selbst zu dem kranken Gemahl, um ihn zu pflegen. Es fand eine vollständige Ausöhnung zwischen den beiden Gatten statt, und Maria ließ den Kranken zu seiner Genesung nach „Kirk of Field“, einer Vorstadt Edinburghs, bringen. Am 9. Februar 1567 wurde das Haus, worin der Kranke darniederlag, in die Luft gesprengt, der König selbst aber, der sich wahrscheinlich hatte flüchten wollen, erdroffelt. Schon bald nach der That bezeichnete die öffentliche Stimme den Grafen Bothwell, einen der mächtigsten schottischen Lords, der bis dahin Maria mit hingebender Treue gebient hatte, als das Haupt der Verschwörung und den Mörder Darnleys. Aller-

dings wurde er vom Parlament freigesprochen, aber es war dennoch ein unverzeihlicher Leichtfinn Marias, daß sie diesem Manne, „einem ehrgeizigen Gewaltmenschen“ — schon am 15. Mai die Hand zum neuen Ehebunde reichte. Wohl stand sie allein und hilflos da, wohl glaubte sie den Willen des Adels und des Volkes zu erfüllen, aber welche Entschuldigungsgründe auch angeführt werden mögen, die Heirat ist und bleibt eine That, welche von Charakterschwäche und unbegreiflicher Kurzsichtigkeit zeugt.

Sie, die mehr denn einmal Beweise ihres politischen Scharfblickes gegeben, sie hätte doch sehen müssen, welche mächtige Waffe sie dem Gegner in die Hand gab, wenn sie den heiratete, den die Volksstimme als den Mörder Darnleys bezeichnete. Hier hätte sie jenen moralischen Mut zeigen müssen, der sie später so bewunderungswürdig machte. Und doch, wer will das schwache, haltlose, von Verrätern umgebene Weib gänzlich verurteilen!

Derjelbe Adel, der die Heirat Marias mit Bothwell als politische Notwendigkeit bezeichnet hatte, erhob sich jetzt wie mit einem Schlage und zog gegen die beiden zu Felde. Die Verräter, an ihrer Spitze Murray, errangen mit Leichtigkeit den Sieg, Bothwell entfloh aus Schottland, und Maria wurde auf das feste Schloß Roxburgh gebracht, wo sie in strengem Gewahrsam gehalten wurde. Zugunsten ihres Sohnes mußte sie auf die Krone verzichten, und während dessen Minderjährigkeit übernahm ihr Halbbruder Murray die Regentschaft.

Aber noch war Marias Schicksal nicht erfüllt, nicht in Roxburgh sollte sie ihr Leben beschließen. Mit Hilfe des Grafen Douglas entfloh sie in einem Rahne über den See, und noch einmal sammelten sich alle Getreuen um sie. Am 13. Mai 1568 kam es bei dem Dorfe Langside am Clyde zur Schlacht, doch nach kurzem Kampfe wurde das Heer der Königin vollständig in die Flucht geschlagen.

An ihrem Glück verzweifelnd, tat sie nun den verhängnisvollsten und unbesonnensten Schritt ihres ganzen Lebens: in blindem Vertrauen auf Elisabeths Freundschaftsbeteuerungen entfloß sie nach England und landete dort am 16. Mai in der Nähe von Carlisle. In einem rührenden Briefe bat sie „ihre gute Schwester“ um eine persönliche Zusammenkunft, welche, zwar oft in Aussicht gestellt, niemals gewährt worden ist. Elisabeth sah eben in der Schottenkönigin eine drohende Gefahr für ihr Reich und ihre Krone, und auf Burleighs Betreiben wurde Maria am 13. Juli gefangen genommen und nach Balton in Yorkshire gebracht, bis sie sich, wie man sagte, „von dem Verdacht des Gattenmordes würde gereinigt haben“.

Am 3. Oktober 1568 wurde dann eine Konferenz nach York berufen, die aber wegen ungenügender Beweise zu keinem Resultat kam. Trotzdem wurde Maria am 26. Januar 1569 nach Tutbury in der Grafschaft Stafford gebracht und der Obhut des Grafen Shrewsbury übergeben.

Noch einmal zeigte sich der Unglücklichen ein Hoffnungsstern. Der Herzog von Norfolk, Thomas Howard, einer der mächtigsten englischen Großen, der sich schon während der Verhandlungen zu York um Marias Hand bemorben, hatte den Plan gefaßt, ihr Befreier zu werden. Zu diesem Zwecke knüpfte er Verbindungen mit Frankreich und Spanien an, aber Elisabeth ließ ihn ergreifen und in den Tower werfen. Nach seiner Begnadigung nahm er seine alten Pläne wieder auf, wurde nun aber des Hochverrats angeklagt, und der erste und mächtigste Peer von England endete auf dem Schaffott.

Maria wurde nach Coventry in noch strengere Haft gebracht, und dreizehn lange Jahre wagte keine Hand sich zu ihrer Befreiung zu erheben. Daß sie während dieser Zeit alle Mittel zu ihrer Rettung versuchte, ist ebenso menschlich wie durch die Notwehr gerechtfertigt. Aber leider scheiterten alle

Versuche, und nicht nur Throckmorton und Parry, sondern auch Babington und Savage, die kühnsten Verschwörer, endeten nach den entsetzlichsten Folterqualen ihr Leben auf dem Blutgerüst.

Zu gleicher Zeit wurden Marias Gemächer durchsucht, alle Schriftstücke und Briefe weggenommen und ihre beiden Sekretäre, Curle und Nau in Verhaft genommen. Sie selbst aber wurde am 25. September 1586 nach dem festen Schlosse Fotheringhay, fünfzehn Stunden von London entfernt, gebracht, und der Obhut des strengen, aber rechtlichen Puritaners Sir Amhas Paulet übergeben.

Von jetzt an wurde sie wie eine Kriminalgefangene behandelt und von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten. Kraft eines Parlamentsbeschlusses vom März 1584, der übrigens eigens in Hinsicht auf die Schottenkönigin verfaßt worden, leitete Elisabeth jetzt ein strenges, das Wesen aller Justiz verlegendes Gerichtsverfahren gegen Maria Stuart ein, und ließ von einem Sondergerichtshof, bestehend aus vierzig Peers und fünf Obergerichtern, unter dem Vorsitz Lord Burleighs, über die freie Schottenkönigin aburteilen. Diese weigerte sich zunächst ganz entschieden, indem sie sich auf ihre königliche Würde berief, vor dem Tribunal zu erscheinen, und wäre sie dabei geblieben, nie hätte man gegen sie einschreiten können. Aber der listige Hatton wußte sie zu überreden, sich dem Gerichtshof zu stellen und ihn somit anzuerkennen.

Am 14. Oktober begannen die Verhandlungen in Fotheringhay. Nach einer zweimaligen Sitzung vertagte sich die Kommission, trat aber am 25. Oktober in London wieder zusammen und sprach am 31. das Todesurteil über Maria Stuart aus, welches am 8. November vom Parlament bestätigt wurde. Zwei Tage später begaben sich Lord Buchhurst und Lord Beale nach Fotheringhay, um die Gefangene von dem Urteilspruch in Kenntniß zu setzen. Mit der gleichen königlichen Würde und

heiteren Ruhe, mit der sie die Mitglieder des Gerichtshofes in Staunen versetzt, nahm sie die Verkündigung desselben entgegen und traf mit Festigkeit und Seelenruhe ihre Vorbereitungen. Nachdem Elisabeth am 1. Februar das Urtheil unterzeichnet und es Davison eingehändigt hatte, damit es mit dem Reichsiegel versehen würde, reisten die beiden Lords von Shrewsbury und von Kent am 7. Februar nach Fotheringhay, und am folgenden Tage fiel das Haupt der unglücklichen Schottenkönigin unter dem Beile des Henkers.

„So endigte,“ sagt Gaedecke in seiner Maria Stuart, „nicht ohne eigene Schuld das Leben einer stolzen, reichbegabten Fürstin, welches glänzend, wie selten ein anderes, begonnen hatte. Maria Stuart hätte ihr Leben retten können, wenn sie ihre Prinzipien preisgab, sich schuldig bekannte und die Gnade der Königin von England anrief. Sie hat es vorgezogen, den Ideen, welchen sie huldigte, treu zu bleiben bis zum Tode, und wahrlich, deshalb verdient sie die Bewunderung der Nachwelt.“¹⁾

Als die Nachricht von der Hinrichtung nach London gelangte, wurden alle Glocken geläutet und Freudenfeuer angezündet. Elisabeth aber, die königliche Heuchlerin, legte Trauerkleider an, weinte und wehklagte, ließ Davison in den Tower werfen, Burleigh vom Hof verweisen, alles dies, um das Urtheil der Welt zu täuschen. Allein es ist ihr nicht gelungen, und Freunde und Feinde der Schottenkönigin stimmen darin überein, daß die Verurteilung Marias ein schwarzer Flecken in der sonst so glorreichen Regierungszeit der englischen Königin ist, ein Flecken, den die Zeit nimmer verwischen kann. —

Dieser Überblick möge genügen, um die geschichtlichen Ereignisse in großen Zügen zu skizzieren. Auf das einzelne, besonders auf die streitigen Fragen, wird am gegebenen Orte näher eingegangen werden.

¹⁾ Gaedecke 342.

Es war eine schwierige Aufgabe für Schiller, diesen großartigen und politisch bewegten historischen Stoff in eine Handlung von drei Tagen zusammenzudrängen, und dabei allen dichterischen Anforderungen gerecht zu werden, ohne im wesentlichen die historische Wahrheit zu verletzen. Und doch möchte man andrerseits die Frage aufwerfen: „Wie war es möglich, die Tragödie kurz vor ihrem Schlußakt, nachdem schon das Urteil über Maria Stuart gesprochen ist, beginnen zu lassen, und doch noch eine reiche, tragische Handlung zu erzielen, die fortwährend in der höchsten dramatischen Spannung erhält und einen unendlich reichen Wechsel von Erfindungen aufweist?“ Hier giebt eine treffende Antwort darauf, wenn er sagt: „Das, wodurch Schiller jene Schwierigkeiten überwunden und eine Fülle spannender Situationen und eigentümlicher, interessanter Charaktere gewonnen hat, sind drei große Erfindungen, welche er in einander geschlungen, nämlich die Zusammenkunft der beiden Königinnen, Leicesters Neigung und die Gestalt Mortimers.“ ¹⁾

Diese drei Motive sind es in der That, die des Dichters Genialität in ihrem vollsten Glanze zeigen, denn obgleich Erfindung und reine Fiktion, verstoßen sie in keiner Weise gegen den historischen Geist der Tragödie, sondern liefern vielmehr einen neuen Beweis für das dichterische Denken und Schaffen Schillers, der stets in geheimem Einverständnisse mit den großen Problemen der Geschichte seine dramatischen Pläne entwarf und ausführte.

Überall bilden die großen, religiös-politischen Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts den Hintergrund und werfen bedeutende Schlaglichter in die Handlung hinein, und dennoch mit welch festem Griff schält der Dichter die rein menschlichen Ideen aus allem historischen Beiwerk heraus. „Er wendete die

¹⁾ Herrig's Archiv 1850 410. Vergleiche auch Bellermann II. 190.

Blüte höchsten Strebens, das Leben selbst an dieses Bild des Lebens.“ ¹⁾ —

„Ja, das Leben selbst war der Held seiner Tragödie, das Leben in seiner Ganzheit als die furchtbar große und in ihrer Furchtbarkeit erhabene Sache, die es ist. Wenn die Tragödie uns den ewigen Kampf der Menschheit mit dem Schicksal vor die Augen bringt, dann treten uns aus ihren Bildern entgegen die unaufhaltbare Flucht des Glücks, die betrogene Sicherheit, die triumphierende Ungerechtigkeit und die unterliegende Unschuld, alle die tragischen Schicksalsgedanken, unter denen unser Leben steht.“ ²⁾ — Wie groß und einfach tritt dieser Gedanke uns in der Maria Stuart entgegen. „Die Motive, die das Leben wollen, bereiten den Tod.“ ³⁾

Zwei Königinnen stehen im Mittelpunkt der Handlung, die sich um große historische Interessen dreht, die das Schicksal zweier Monarchien in Frage stellt, und dennoch ist das Ganze eine Verkörperung von „Weiberstolz und Weiberschwäche“, ein „Frauenduell“, ein Gegenspiel von Gefinnungsadel, Wahrheit und edlem Stolz einerseits, von Intrigue, Heuchelei und Eitelkeit andererseits. Daher ist es denn auch nicht zu verwundern, daß „das Kolorit der Tragödie eine gedämpfte, schwere Feierlichkeit ist, unter der, mühsam zusammengedrängt, reizbares Weiberblut pulsiert. Der Ernst der drohenden Ereignisse, die Hinrichtung einer Königin durch die blutsverwandte Monarchin legt einen Schleier über jedes Wort. Nur selten bringt die Sprache frei aus der Brust, alles ist Erwartung, Spannung, Hinterhalt.“ ⁴⁾ Schon die Einleitungsszene liefert den charakterisierenden Akkord zu dieser schwülen Stimmung. Paulets gewalttames Verfahren, das Erbrechen des Schrankes, das Weg-

¹⁾ Goethe: Epilog zur Glocke. — ²⁾ Kühnemann 497. — ³⁾ Ebenda 497. — ⁴⁾ Balthaupt 364.

nehmen aller Papiere und Kleinodien bieten gleich ein lebensvolles Beispiel der erniedrigenden Behandlung, welche Maria zu erdulden hat. Die Wirkung der Szene wird dadurch erhöht, daß Kennedy uns einen Einblick gibt in das frühere glanzvolle Leben ihrer Herrin.

Die Reden Paulets stimmen vortrefflich zu dem Bilde, welches die Geschichte von diesem Manne entwirft. Er war ein strenger Puritaner, haßte Maria wegen ihrer Religion und Politik und wünschte aufrichtig ihr Verderben. Finster und unerbittlich, aber außerordentlich rechtlich gefinnt, erfüllte er seine Pflichten auf das gewissenhafteste und widerstrebte vor allen Dingen jeglicher Ungefeßlichkeit gegen seine hohe Gefangene.¹⁾ Die Beschlagnahme der Papiere und des Geldes hatte nach der Entdeckung von Babingtons Verschwörung in Chartley stattgefunden. Bei der Gelegenheit spielte sich eine stürmische Szene zwischen Maria und ihrem Kerkermeister ab, und diese scheint dem Dichter bei der Abfassung des dramatisch bewegten Auftritts vorgeschwebt zu haben.²⁾ Es war eine glückliche Verwertung des Ereignisses an dieser Stelle, da die gewalttätige Art der Behandlung Marias dadurch in desto grellerem Licht gestellt wird. Der teilweise mit stichomythischer Schärfe geführte Dialog zwischen Paulet und der Amme lenkt den Blick auf die traurigen Lebensumstände, in denen die „Weichergzogene, die in der Wiege schon Königin war, die am üppigen Hof der Medicäerin aufgewachsen“ war,³⁾ nun unter der Obhut ihres strengen Wächters lebte. Einen neuen Streitpunkt erhält das Zwiegespräch in der Frage nach der Schuld Marias.

Schiller geht von der Voraussetzung aus — ohne jedoch unmittelbar durch seine Quellen dazu gezwungen worden zu

¹⁾ Robertson II. 178. — ²⁾ Vergl. Cambden 441. — ³⁾ Maria Stuart I. 1.

sein — daß Maria schuldig sei am Morde ihres Gemahls. Brantôme sagt: „nur Betrüger wie Buchanan schöben ihr diese Schuld zu.“ ¹⁾ Rapin und Robertson jedoch zweifeln nicht an Marias Mitschuld, ²⁾ während Cambrden wiederum ihre Unschuld den boshaften Verleumdungen Buchanans gegenüber verteidigt. ³⁾

Jedenfalls verfolgte Schiller dichterische Absichten damit, denn zunächst würde eine ganz schuldlose Maria kein Vorwurf zu einer Tragödie gewesen sein, wie Aristoteles das schon erkannt hatte; ⁴⁾ zudem wollte er seine Heldin im Verlauf des Stückes durch die schweren Leiden ihrer Gefangenschaft zu einer immer größern sittlichen Erhebung führen und sie zuletzt als Märtyrin für ihre Prinzipien sterben lassen, „wie denn überhaupt bei Schiller Leid und Untergang als Mittel für das möglichst starke Hervortreten der moralischen Kraft des Leidenden und untergehenden Menschen ist.“ ⁵⁾

Was aber die Teilnahme Marias an der Verschwörung gegen das Leben der Königin von England betrifft, so spricht der Dichter seine Heldin davon völlig frei. Nach Paulets Urteil ist alles, was in den Jahren der Gefangenschaft für Maria geschehen, durch sie geschehen; sie ist ihm die Ursache aller Beunruhigungen des Landes, der Verschwörungen Parrys, Basingtons und Norfolks, ⁶⁾ eine zweite Helena, die durch den Zauber ihrer Schönheit es bewirkt, „daß die Blutgerüste sich für sie mit immer neuen Todesopfern füllen.“ ⁷⁾ Deshalb eben, weil sie „den Ränken, den bösen Künsten der Verschwörung vertraut,“ hatte sie sich geweigert, den Edinburgher Vertrag zu unterzeichnen und sich ihren Ansprüchen auf den Englischen Thron zu begeben. ⁸⁾

¹⁾ Vergl. Brantôme 96 ff. — ²⁾ Rapin 231 ff. Robertson 119 ff.
— ³⁾ Vergl. Cambrden, 126 ff. — ⁴⁾ Ueberweg: Poetik d. Aristoteles.
⁵⁾ Volkelt 100. — ⁶⁾ Vergl. Archenholz 103. — ⁷⁾ M. St. I. 1. —
⁸⁾ Rapin 210.

Paulet, der fanatische Puritaner, möchte lieber die Höllepforte hüten als diese ränkevolle Königin.“¹⁾ So ist Marias Schicksal von ihrer Gefangennehmung bis zu der Anklage auf Tod oder Leben in seinen Augen nur eine Abwehr des Unrechtes, das sie stets gegen England plante, in Kennedys Augen jedoch ein fortgesetztes persönliches Unrecht gegen die Schottenkönigin, ein Akt schmachvollster Willkür und Gewalt.

Ohne Zweifel ist die Auffassung der Amme berechtigt, während anderseits Maria, welche die Sympathien aller Katholiken Britanniens hatte, während ihres ganzen Lebens eine Gefahr für England und Elisabeths Thron war, wie dies die fortwährenden Verschwörungen zur Genüge beweisen.

Nachdem Maria durch diese Unterredung der Gegenstand gespanntesten Interesses geworden, tritt sie selbst ein, als Büsserin verschleiert, das Kreuzifix in der Hand. Im Gegensatz zu ihrer Amme, die ihr mit lauter Klage entgegensteilt, erscheint sie voller Ruhe und Würde; zwar schmerzlich bewegt, aber ohne alle Leidenschaft, klingen ihre Worte „Man kann uns niedrig behandeln, nicht erniedrigen.“²⁾ Dennoch regt der Trieb zum Leben sich mächtig in ihr, und es klammert sich das arme Herz an eine neue, wenn auch schwache Hoffnung, eine Hoffnung, die sich auf der feindlichen Königin Großmut stützt.

In einem Briefe, den Paulet der Elisabeth übermitteln soll, bittet sie dieselbe um drei Gunstbezeugungen, nämlich um die Gewährung „einer Zusammenkunft und Unterredung mit ihr, der Kirche Trost und der Sakramente Wohltat“ und endlich um die zur Abfassung eines Testaments nötigen Beamten. Bei diesem Anlaß vergißt sie nicht, in liebender Fürsorge ihrer Kammerfrauen und treuen Diener zu gedenken, wie dieser Zug denn auch mehrfach in der Geschichte an Maria hervorgehoben

¹⁾ M. St. I. 1. — ²⁾ Ebenda I. 2.

wird.¹⁾ Der Frage nach dem Schicksal ihrer Diener läßt die Königin die Frage nach dem eigenen Schicksal folgen. Das ganze ungebührliche und schmachvolle Gerichtsverfahren, der qualvoll ungewisse Monat, der zwischen der Prozedur und der Urteilsverkündung lag,²⁾ alles zieht an unserm Auge vorüber und dient dazu „mitleidende Entrüstung, mitleidende Furcht und mitleidende Angst“³⁾ in uns zu erwecken.

Paulet verhält sich all ihren Wünschen gegenüber kalt und abweisend, und in gerechtem Unmut und banger Ahnung bricht Maria schließlich in die vielsagenden Worte aus: „Man liebt hier, rasch zu Werke zu gehen . . . weiß ich doch, was Englands Königin wagen darf zu tun!“⁴⁾ So scheint denn doch für sie die Resignation in das Unvermeidliche, in den Verlust des Lebens selbst, mindestens in die ewige, fernere Entziehung aller Lebensfreude, geboten; da auf einmal tut sich wie durch ein Wunder, unerwarteter noch als durch jenen Antrag Leicester's, eine neue Möglichkeit der Befreiung auf.

Allerdings erscheint Mortimer in der folgenden kurzen Szene eher als das Gegenteil eines Freundes und Retters der Schottenkönigin und deutet dadurch schon die Rolle an, die er im weiteren Verlauf der Tragödie spielen wird. Sein rücksichtsloses Benehmen entlockt der alten, treuen Dienerin neue Klagen über die Behandlung, der ihre Herrin hier ausgesetzt ist, allein diese Kränkung drückt Marias Seele nicht. Auf ihr lastet ein andres schweres Leid, eine furchtbare Schuld, die selbst die kirchliche Absolution nicht von ihr nehmen kann und um deren willen sie heute im Büßergewande erscheint; es ist ihre Mitschuld an der Ermordung ihres Gatten Darnley, „dessen blutiger Schatten“ heute, „am Jahrestage der unglücksel'gen Tat zürnend aus dem Gruft-

¹⁾ M. St. I. 2. — ²⁾ Vergleiche Rapin 316, Robertson II. 127, Archenholz 80. — ³⁾ Schiller: Vom Erhabenen 145. — ⁴⁾ M. St. I. 2.

gewölbe steigt“ und ihrer von tiefster Reue gefolterten Seele keine Ruhe läßt.¹⁾

Es ist im Vorhergehenden schon berührt worden, warum Schiller hier von der Geschichte abgewichen ist; „es kam ihm darauf an, das blutige Verbrechen ihrer Jugend stark und schonungslos hervorzuheben und doch dabei auf die Punkte hinzuweisen, durch die es begreiflich wird, während zugleich eine so eingehende Besprechung jener alten Vorgänge in der dramatischen Situation begründet war.

Mit gewohnter Meisterschaft erreicht der Dichter alle seine Zwecke scheinbar ganz von selbst, indem er die Worte theils der Maria, theils der Kennedy in den Mund legt; sie selbst ist ihr glaubwürdigster Ankläger, die Amme ihr liebevollster Anwalt.²⁾

Marias tiefes, wahres Schuldgefühl beweist, daß sie genug moralischen Halt besitzt, „um eine übertretene Pflicht moralisch zu büßen,“³⁾ und selbst dieses Erhabene der Reue und des Schuldbewußtseins konnte Schiller in seinen Quellen finden.

Bei Brantôme bekennt Maria im Angesichte des Todes, nie etwas gegen den Staat oder das Leben der Englischen Königin unternommen zu haben, bekennt aber gleichzeitig, wenn auch ganz allgemein, schwer und mannigfach gesündigt zu haben.⁴⁾ So ist denn auch bei Schiller, Maria einerseits die unschuldig Leidende, anderseits die reuevoll Schuldige. Was ihr Verhältnis zu Darnley betrifft, so hielt Schiller sich hier besonders an Robertson, der ihre Leidenschaft zu ihrem Vetter unbesonnen, jugendlich und ausschweifend nennt; Robertson hebt auch seine Torheit, Undankbarkeit, seinen Stolz, Leichtsinns und Eigensinn, seine Grobheit und Brutalität hervor.⁵⁾

¹⁾ Darnleys Ermordung erfolgte am 10. 2. 1567, während unser Drama am 6. 2. schon einsetzt, da Maria am 8. 2. hingerichtet wurde. — ²⁾ Wellermann 182. — ³⁾ Schiller: Über das Pathetische S. 157. — ⁴⁾ Brantôme 182. — ⁵⁾ Robertson II. 185 f.

Arch Holz lieferte das Material zur Darstellung des Verhältnisses Marias zu Rizzio und Bothwell, welch letzteres besonders in den schärfsten Ausdrücken geschildert und zu Marias Ungunsten entstellt ist.¹⁾ Auch Camdbdens und Rapins Berichte stimmen in den wesentlichen Punkten mit der Schiller'schen Verwertung der Thatfachen überein, so daß dieser nicht von der Geschichte seiner Zeit abweicht, wenn er Marias Verhältnis zu Bothwell als ein verbrecherisches darstellt. „Weder Darnleys Vergehen, noch Bothwells arglistige Künste und wichtigen Dienste,“ sagt Robertson, „konnten Marias Liebe zu letzterem rechtfertigen; selbst die frechen und zügellosen Sitten der damaligen Zeiten sind keine Entschuldigung für diese unglückliche Liebe und können uns nicht hindern, Schaudern und Abscheu zu empfinden.“²⁾

Die weiteren Vorgänge sind in ihren Einzelheiten allerdings zuweilen mit großer dichterischer Freiheit behandelt. Während nach Robertson Bothwell den Gerichtshof, der ihn des Mordes Darnleys bezichtigt, durch Gewalt gezwungen hatte, ihn freizusprechen,³⁾ läßt Schiller, um die Beweise für Marias Schuld zu häufen und dramatisch zu steigern, diese das freisprechende Urteil selbst erzwingen. Auch die Charakterzüge Marias, die sich aus der Schilderung ergeben, sind im großen Ganzen geschichtlich treu und erwiesen, und wenn Kennedys Anschuldigungen endlich in dem Wort gipfeln „der Leichtsinns nur ist Euer Laster“, so wird man dies in allen Darstellungen der Geschichte Maria Stuarts, in alten, neuen und neuesten bestätigt finden.

Im Ausgang der Szene spricht Kennedy ihrer Herrin Mut ein, und diesen soll sie vornehmlich aus dem Bewußtsein schöpfen, „seit dieser That nichts Lasterhaftes mehr begangen zu

¹⁾ Vergleiche auch Camdbden 132 ff. und Rapin 231 ff. —

²⁾ Robertson II. 185. — ³⁾ Ebenda 418 ff.

haben.“¹⁾ „Nicht schuldig ist sie an Babingtons Hochverrat, nicht Englands Parlament ist ihr Richter, und sie darf sich dem anmaßlichen Gerichtshof stellen mit dem ganzen Mut der Unschuld.“²⁾

„Mit innerer Notwendigkeit“, sagt Giese, „rollt sich hier ein Gemälde des Schwersten, was Maria sich vorzuwerfen hat, vor unsern Blicken auf, mit einer Kunst dramatischer Entwicklung, die man nie genug bewundern kann.“³⁾ Mit kühnem sichern Griff und auf engem Raum hat der Dichter alle diese Momente der Schuld und ihrer Milberung zusammengefaßt, und die unwürdig Behandelte und Schuldbeladene, aber auch die durch Würde und Buße sittlich Geadelte uns zu lebendigster Anschauung gebracht.

Während über den vier ersten Szenen eine gewitterschwüle Stimmung ruht, gibt der Dichter in der nun folgenden,⁴⁾ der sogenannten Mortimer-Szene der Handlung plötzlich einen gewaltigen dramatischen Schwung durch die unerwartete Demasfizierung Mortimers, die einen gewagten Sprung von der Vergangenheit in die wirkliche Gegenwart bedeutet und die eben noch so entsagungsvolle Heldin in das wogende Meer von Furcht und Lebenshoffnung zurückwirft.

Mortimer ist eine Erfindung Schillers, eine gewaltige dramatische Persönlichkeit, die wie keine andere in den Geist der Zeit und in den Rahmen der Tragödie hineinpaßt. Seine Rolle erklärt sich aus dramatisch-technischen Gründen; er ist zunächst Repräsentant der fanatischen Verschwörer und erst in zweiter Linie Vermittler der Handlung zwischen Maria und Leicester. Die wesentlichen Züge des leidenschaftlichen Schwärmers, der mit der Stuart das feurige Temperament und die leicht

¹⁾ M. St. I. 4. — ²⁾ Ebenda I. 4. — ³⁾ Giese 231 ff. — ⁴⁾ Die 5. Szene ist nur Überleitung zur Szene 6.

erregbare sinnliche Natur teilt, hat Schiller dem Charakterbilde Babingtons entnommen, eines jungen Schotten, der Maria Brieft von ihren heimischen Freunden überbrachte und dabei von glühender Begeisterung für sie ergriffen wurde, so daß er einen Mordversuch auf Elisabeth plante. In der Festigkeit seines Fanatismus, in der Raserei seiner Liebesleidenschaft, seiner List, seiner Verstellungskunst erkennt man deutlich, daß er als Vorbild für Mortimer gedient hat.

Auch Parry, ein anderer, schon im Vorhergehenden erwähneter Verschwörer, lieferte dem Dichter Züge für seine Gestalt. Combdens und Rapins Berichten über diesen letztern entnahm er auch die nähern Umstände seiner Szene. Parry, verleitet durch den Wallisen ¹⁾ Morgan, faßte auch den Entschluß, Elisabeth zu töten. Er erhielt einen Brief von einem Kardinal, der seinen Plan lobte und ihm im Namen des Papstes Absolution erteilte. Während er noch mit der Ausführung zögerte, fiel ihm das Buch des Kardinals Allen in die Hände, in dem es hieß, „daß alle Fürsten, die wegen Häresie exkommuniziert seien, ihrer Herrschaft und ihres Lebens beraubt werden müßten.“ ²⁾ Nun beschloß er, die Königin, wenn sie ausritte, mit zehn Reitern anzugreifen und zu töten.³⁾ Man sieht also, wie viele Züge historischer Ereignisse Schiller in seiner Szene verwertet hat.

Warum aber wählte er die frei erfundene Persönlichkeit Mortimers, warum bediente er sich nicht der historischen Gestalten Babingtons und Norfolks? Zunächst hätte der Dichter den großartigen Kontrast zwischen dem diplomatischen Leicester und dem kirchlichen Mortimer nicht herstellen, er hätte die Vergangenheit seiner Helden nicht so frei gestalten können, daß

¹⁾ Bei Schiller ist er Schotte. — ²⁾ „Le cardinal Allen soutenait dans son livre qu'il était non seulement permis, mais honorable d'ôter la vie aux princes excommuniés . . .“ Rapin 376. — ³⁾ Cambden 391 ff. und Rapin 401 ff.

die glänzende Erzählung seiner Befehrung Raum darin fand. Ferner hatte er so auch freie Hand zur Schilderung des Fanatikers, während er bei Norfolk und Badington an die geschichtliche Überlieferung ihrer Hinrichtung gebunden war und so das tragische Motiv, das er bei Maria Stuart, seiner Heldin, zum Ausgangspunkt macht, hätte wiederholen müssen.

Mortimers scheues Auftreten, seine ersten Worte die Überreichung der Karte bereiten auf Unerwartetes vor, der Inhalt derselben und Mortimers kniefällige Bitte um Verzeihung geben Gewißheit, daß Marias vermutlich schlimmster Feind in Wahrheit ihr treuester Freund ist. Welch ein Wechsel! Gleich die ersten Worte verraten glühende Sinnlichkeit, die sich im Verlauf seiner Erzählung immer mehr enthüllt.

Er war in Italien, in Rom gewesen, wo ihm, dem feurigen Jüngling, der nach streng puritanischen Grundsätzen erzogen worden, der wunderbare Zauber des durch die Kunst verklärten Kultus der katholischen Kirche entgegengetreten war. Von dessen Pracht urd tiefer Symbolik hingerissen, hatte er seinen Glauben gewechselt und Haß geschworen „dem engen, dumpfen Buch“ und „der dumpfen Predigtstube“. So beherrscht ihn die Außenwelt und bestimmt ihn die Phantasie in seinen Entschlüssen.

Der Kardinal von Lothringen selbst, Marias Oheim, hatte ihn in den Schoß der katholischen Kirche aufgenommen; dann war er nach Rheims gekommen, wo er im Hause Lesleys, des aus England verbannten Bischofs von Roß, eines treuen Ratgebers Marias, das Bild der schönen, unglücklichen Königin erblickte und alsbald in heißer Leidenschaft für sie entbrannte. Nachdem er sich überzeugt, „daß ihr ganzes Unrecht ihr gutes Recht auf England war,“ ¹⁾ hatte er sich leicht für ein Wagnis zu ihrer Befreiung gewinnen lassen.

¹⁾ M. St. I. 6.

Dies alles berichtet er in feurigen Worten, und nachdem er dann „seiner leidenschaftlichen Bewunderung von Mariens alles überstrahlender Schönheit und ihrer wahrhaft königlichen Fassung bei ungeheuren Leiden schwärmerischen Ausdruck geliehen,“¹⁾ teilt er ihr mit, daß die 42 Richter ihr „Schuldig“ über sie ausgesprochen haben.“²⁾ Zum ersten Male zeigt sich hier an der starken Wirkung auf Mortimer die sieghafte Frauenschönheit Marias, und es will fast scheinen, als ob jener schon hier die zarte Grenzlinie überschreitet, welche die Würde zwischen Liebe und Begierde zieht. „Die Würde fordert, daß die Liebe nicht zur Begierde wird . . . wo diese sich einmischt, da muß es an der Sittlichkeit der Empfindung mangeln.“³⁾

Alle Zeitgenossen Marias erkannten ihr nach Robertson die vollkommenste Schönheit zu; ihre Statur war majestätisch, sie tanzte, ging und ritt mit der gleichen Anmut. Gegen das Ende ihres Lebens fing sie jedoch an, beleibt zu werden, da die lange Haft in den kalten, feuchten und dumpfen Schlössern ihr eine Gliederlähmung und rheumatische Leiden zugezogen hatte.⁴⁾ Schillers Maria strahlt bis zum letzten Augenblick im vollen Glanze ihrer Schönheit, deren direkte Macht er zeigen mußte. Deshalb verkürzte er die Jahre ihrer Gefangenschaft von neunzehn auf etwa sieben und ihr Lebensalter von fünfundvierzig auf fünfundzwanzig Jahre.

Mit der Entschlossenheit des Schwärmers, der vor nichts zurücksieht, dessen „glühende Sinnlichkeit nicht die holde, reine Schwärmerei eines Max Piccolomini ist, sondern die versengende Blut der italienischen Sommer Sonne,“⁵⁾ teilt er ihr mit, daß zwölf Jünglinge sich mit ihm verschworen und „heute früh das

¹⁾ Dünker 186. — ²⁾ M. St. I. 6. — ³⁾ Vergleiche Schiller: Über Anmut und Würde 118. — ⁴⁾ Robertson II. 186. — ⁵⁾ Vult-haupt 370.

Sakrament darauf genommen, sie mit starkem Arm aus diesem Schloß zu führen.“¹⁾ Maria aber hat Einsicht und Selbstbeherrschung genug, um den Rühnen vor der Gefahr zu warnen, welcher andere bereits erlegen sind. Doch zugleich ist die Lebenslust wieder mächtiger in ihr angeregt, in Mortimer leuchtet ihr der Glanz vergangener Tage schöner entgegen, und „sobald dieses neue Bild sie lockt, streckt sie auch schon die Hand nach dem betrüglischen Rettungsmittel aus.“²⁾ Durch Veicesters mächtigen Einfluß bei Hofe hofft sie, ihre Freiheit wiederzugewinnen; deshalb übergibt sie Mortimer den bewußten Brief mit ihrem Bildnis und der Annahme seines erneuten Antrags.

Ganz meisterhaft ist die Art und Weise, wie Schiller die aus seiner Phantasie entsprungene Gestalt Mortimers zu den übrigen Personen des Stückes in Beziehung setzt. Mit Paulet verbindet er ihn durch nahe Verwandtschaft, mit Maria durch leidenschaftliche Liebe, mit Elisabeth durch Intrigue, mit Veicester durch Marias Wunsch. —

Die nun folgende Szene ist das typische Musterbild einer großartigen Expositionsszene, zugleich eines der wichtigsten und interessantesten Dokumente für Marias Charakter als Königin, „ihr Grundton überlegene Hoheit, die Würde, die der Unschuld ziemt.“³⁾ Das neu gewonnene Vertrauen, die Aussicht auf die Möglichkeit einer Befreiung, auf neues Lebens- und Liebesglück gibt der Gefangenen die ganze, überlegene Hoheit gegenüber Burleigh und seiner Rechtskomödie. Da ist keine Spur von Schwäche, von Verzagtheit; „stolz richtet sie sich empor, und nicht einen Augenblick erliegt ihr königlicher Geist.“⁴⁾ Ihr gegenüber erscheint Burleigh in der ganzen Kläglichkeit eines Anwalts, der eine verlorene Sache verteidigt.

¹⁾ M. St. II. 6. — ²⁾ Kühnemann 513. — ³⁾ Bulthaupt 367. — ⁴⁾ Wellermann 185.

Als Schiller sich mit dem Entwurf dieser Szene beschäftigte, da sah er „eine Möglichkeit, den ganzen Gerichtsgang zugleich mit allem Politischen auf die Seite zu bringen und die Tragödie gleich mit der Verurteilung beginnen zu lassen.“¹⁾ Wie die historische Maria vor dem Gerichtshof für ihre Sache plaidiert und ihr gutes Recht verteidigt, so Schillers Maria in ihrem Gespräch mit Burleigh. Die juristischen Argumente hat der Dichter fast sämtlich dem Rapin entnommen, und seine großartige Gestaltungskraft zeigt sich hier wiederum darin, daß er die trockenen Tatsachen zu einer dialogischen Gegenüberstellung des Pro und Contra verarbeitet, die kein Bedenken bezüglich der Rechtswidrigkeit des ganzen Prozesses aufkommen läßt.

Der Geschichte nach überbrachte nicht Burleigh, sondern Lord Buchhurst Maria das Todesurteil. Das Gespräch zwischen beiden weicht vollends von des Dichters Darstellung ab, da die Königin erklärte, sie habe diesen Ausgang des Prozesses erwartet, habe sich jedoch nie gegen das Leben Elisabeths verschworen und sterbe gern für ihren Glauben.²⁾ Die Ausführungen Schillers erinnern mehr an Marias Entgegnung vor dem Gerichtshof; damals betonte sie ausdrücklich die Rechtswidrigkeit des ganzen gegen sie angewendeten Verfahrens.³⁾ Es war Schiller eben darum zu tun, die Hauptmomente des Prozesses, der vor dem Beginn der Tragödie liegt, in die Exposition hineinzuziehen, die Ungerechtigkeit desselben im grellsten Lichte zu zeigen und die Frage nach der Schuld Marias, den Kernpunkt der Tragödie, klar herauszuarbeiten.

Burleigh leitet seine Rede ein mit den Worten: „Ihr habt Euch dem Gericht der Zweiundvierzig unterworfen, Lady“ —; ⁴⁾ doch Maria fällt ihm ins Wort und weigert sich mit edlem

¹⁾ Brief an Goethe vom 26. April 1799. — ²⁾ Rapin 349 ff. —

³⁾ Rapin 422. — ⁴⁾ M. St. I. 7.

Stolze, einen ihr aufgedrungenen Gerichtshof anzuerkennen, der nicht aus ihresgleichen bestehe, denn „nur Könige sind meine Peers.“ ¹⁾ Allerdings hatte sie „durch Gattons arge List verleitet und aus Achtung für die würdigen Personen der Lords“ ²⁾ die Klageartikel angehört und so die Zuständigkeit der Richter scheinbar anerkannt, aber erst nachdem sie sich lange ganz entschieden geweigert hatte.

Burleighs unverfrorene Berufung auf die englische Luft, die sie atme, die Wohltat der Gesetze, die sie genieße, weist sie als Verhöhnung der Wahrheit zurück; auch will sie sich nicht „der Gerechtigkeit entziehen, die Richter sind es nur, die sie verwirrt.“ ³⁾ Der sophistisch sich durchwindende Burleigh greift diese letzte Bemerkung auf und beruft sich auf die hohe Würde der erhabenen Lords, die, als die Edelsten der Monarchie, zu Richtern in diesem Streit bestellt worden seien. Mit vernichtendem Spott weist Maria ihm aber an der Hand der Geschichte nach, daß dieser Adel, „der gleich Sklaven des Serails den Sultanslaunen Heinrichs VIII.“ ⁴⁾ schmeichelte, im Bunde mit der käuflichen Volksvertretung die Willkür zum Gesetz erhob und unter vier Regierungen viermal den Glauben wechselte.

Nachdem sie sodann mit scharfen Worten die Parteilichkeit ihrer Richter gegeißelt, die als Briten und Protestanten gegen sie, die Schottin und Katholikin, eingenommen seien, gedenkt sie in schwärmerischer Weise der schönen Hoffnung, die sie einst gehegt, die beiden feindlichen Völker unter einem Szepter friedlich zu vereinigen. ⁵⁾ Die Anschulbigung des Kanzlers aber, daß sie solche Ziele auf schlimmem Wege erstrebt habe, kann sie mit gerechter Entrüstung im Bewußtsein ihrer Unschuld als

¹⁾ M. St. I. 7. — ²⁾ Vergl. Rapin 408. — ³⁾ Vergl. Schiller I. 7. — ⁴⁾ Ebenda I. 7. — ⁵⁾ Vergl. Cambden 478. „Tu Deus qui ipse veritas, intimos animi mei recessus penitus et vere nosti, noris quanto pere expetierim ut Angliae et Scotiae regna in unum coalescerent.“

unwahr zurückweisen. Damit sei denn auch die Anwendung des Gesetzes hinfällig, auf welches der Kanzler sich stütze, denn, sagt sie: „Ich zweifle nicht, daß ein Gesetz, ausdrücklich auf mich gemacht, verfaßt, mich zu verderben,

Sich gegen mich wird brauchen lassen.“ ¹⁾

Den Wert der Beweismittel, die Burleigh vorbringt, um ihre Teilnahme an der Verschwörung Babingtons zu beweisen, vernichtet Maria mit leichter Hand. „Die Dokumente, welche gegen sie zeugen, sind Kopien, deren Beweiswert erst wieder zu beweisen ist.“ Und warum hat man ihr Babington nicht gegenübergestellt, sondern ihn eiligst hingerichtet? Warum stellte man Curle und Nau, die noch Lebenden, ihr nicht gegenüber, wie es doch das englische Gesetz bestimmte. Burleigh, in die Enge getrieben, ²⁾ sucht auszuweichen und trotz der zweimaligen Aufforderung Marias „Bleibt bei der Sache, Lord“ — weiß er nur mit der neuen Anklage zu antworten, daß sie alle Fürsten Europas zum Kriege gegen England aufreize, worauf Maria entgegnet, sie habe nur ein „heiliges Zwangsrecht“ — das Recht der Notwehr geübt, da man sie wider alles Völkerrecht in England gefangen halte.

Da endlich muß der kluge, redegewandte Diplomat vor dem Angesichte des Rechts und der Wahrheit die Segel einziehen, und es bleibt ihm nichts anderes übrig, als sich auf das Recht des Stärkeren zu berufen. Aber nun entlastet Maria ihre von Gram und Demütigung gepeinigten Seele in der lang-

¹⁾ M. St. I. 7. Vergl. dazu Rapin 377, der zu diesem Gesetz folgende Bemerkung gibt: „Il n'était pas possible de méconnaître la dedans la Reine d'Ecosse, en faveur de laquelle se faisaient tous ces complots.“

²⁾ „Burleigh, s'apercevant de l'embarras que causait la réponse de la Reine, fondée sur les Lois d'Angleterre, jugea qu'il était à propos de faire une „diversion“.

Rapin 399.

entbehrten Genugthuung, die sie sich selber bereitet, in dem Ausbruch stürmischer Entrüstung, mit der sie Burleigh triumphierend vernichtet. Mit immer steigenderem Affekt und immer größerer Leidenschaftlichkeit reißt sie ihrer heuchlerischen Gegnerin, „die der rohen Stärke blutiges Erköhnen in heiliges Gewand kleidet,“ ¹⁾ die Maske vom Antlitz. „Solch Gaukelspiel betrüge nicht die Welt,

Ermorden lassen kann sie mich, nicht richten,
Sie geb' es auf, mit des Verbrechens Früchten
Den heil'gen Schein der Jugend zu vereinen,
Und was sie ist, das wage sie zu scheinen.“ ²⁾

Es war der erste Staatsmann Englands, der ihr gegenüberstand, aber seine große Klugheit und Redegewandtheit hat doch nicht verhindern können, daß Maria, die physisch Machtlose, durch hohen Seelenadel, Geistesgegenwart und scharfe Dialektik einen moralischen Triumph gewinnt, und den Verkünder des tödtlichen Spruches als geistige Siegerin verläßt. Während Burleigh Paulet gegenüber staunend bekennt, daß sie auf die Nachricht von ihrem Todesurteil nicht einmal „die Farbe geändert“, muß dieser ihr sogar sachlich recht geben, denn „es sind Ungeziemlichkeiten vorgegangen in diesem Rechtsstreit“, und selbst dem mächtigen Minister gegenüber wird er zum Anwalt Marias, deren Recht er verteidigt, eben weil es Recht ist. Selbst der verlockende Wink seiner Königin kann ihn nicht bestimmen, den Tod der Gefangenen zu beschleunigen; voll Entrüstung weist er vielmehr das Ansinnen einer heimlichen Ermordung der Verurtheilten zurück. Nur eine offene Hinrichtung, die den Formen des Gesetzes entspricht, kann auf seine Beihilfe rechnen.

¹⁾ M. St. I 7 Schluß. — ²⁾ Ebenda I 7.

Diese Zumutung Elisabeths, Maria durch Gift aus dem Wege zu räumen, fand Schiller bei Archenholz.¹⁾ Wie wenig kannte doch die englische Königin diesen rauhen, streng rechtlichen, nur von religiösem Fanatismus beeinflussten Mann, und wie vorzüglich hat Schiller auch diese Gestalt gezeichnet! Kein Zug an ihr, der nicht dem Leben entnommen wäre! „Paulet, dessen Andenken nur in der Spezialgeschichte fortgelebt haben würde, ist durch des Dichters Genius nunmehr ein Denkmal gesetzt, um welches mancher in Erz gegossene Fürst diesen Mann der rauhen Tugend und schlichten Sitten beneiden könnte: „aere perennius.“²⁾ Mit den kraftvollen Worten des Ehrlich-gefinnten

„Setzt ist sie (Maria) zur Bewahrung mir vertraut,

Und seid gewiß, ich werde sie bewahren,

Daß sie nichts Böses tun soll, noch erfahren“³⁾

schließt der großartige Expositionsakt, den Scherer als „ganz ausgezeichnet“, als „ein technisches Meisterstück“⁴⁾ bezeichnet. Mit der größten Kunst hat der Dichter die in der Vergangenheit liegenden Voraussetzungen seines Dramas im ersten Akt verwertet; das, was geschieht, wird in der glücklichsten Weise dazu benutzt, um zu exponieren, was geschehen ist, und was man kennen muß zum Verständnis dessen, was geschehen wird.

Ganz eigenartig ist besonders das Sichtbarwerden der Katastrophe gleich in den ersten Szenen.⁵⁾ Dadurch wird dem

¹⁾ Archenholz 98. Vergl. dazu einen Brief Marias an Bischof Roß von 1567, worin es heißt: „I am in constant fear of death . . . it would be more easy for my enemies to remove me by poison“ etc.

Stevenfon 177 berichtet: „Nau states that shortly after the Queen's arrival in Lochleven an attempt was made to poison her, and he has recorded the symptoms which exhibited themselves.“

²⁾ Sierke: Kritische Streifzüge 82. — ³⁾ M. St. I. 8. — ⁴⁾ Scherer 600 ff. — ⁵⁾ Vergl. dazu Lessing: Hamb. Dram. 48 Stück.

Stücke die eigentümliche Stimmung gegeben, die erst in der Burleigh-Szene etwas von ihrer Schwüle verliert.

Wir wissen am Schluß des ersten Aktes, daß Maria widerrechtlich gefangen gehalten, widerrechtlich vor den Gerichtshof gestellt, widerrechtlich verurteilt worden ist. Zwischen ihr und dem Tode ist nur noch ein Schritt: die Unterzeichnung des Urteils durch Elisabeth. Mit feinen psychologischen Strichen sind die Grundlinien der einzelnen Charaktere gegeben unter treuer Verwertung des geschichtlichen Materials. Maria, die königliche Dulderin, Elisabeth, die königliche Heuchlerin, Leicester, ihr mächtiger Günstling, Burleigh, der ränkevolle Diplomat, Paulet, der finstere Puritaner, Mortimer, der phantastische Schwärmer, alle diese sind schon in ihren Grundzügen charakterisiert, und kunstvoll verschlungene Fäden leiten von ihnen zur Weiterentwicklung der Handlung über.

„Alles liegt in diesem ersten Akt zusammen: einfache Auseinandersetzung der Geschichte und die ganze Tiefe ihrer Bedeutung, der Kreis der Menschen, die um die große Frage: „Leben oder Tod“ ringen, Marias harte Haft, ihre wirkliche Schuld, ihre stille Ergebung, die neuen Vordungen und Hoffnungen, die Gewalt in der Form des Rechts, die Niedrigkeit der Mächte, die an der Arbeit sind, im Untergrund von dem allem wilde, menschliche Schicksale, Freveltaten und Sühnung, dahinter die von den tiefsten Gegensätzen empörte Welt, scharfe Charakteristik der Personen, hinreißender Strom des Geschehens und der Beredsamkeit! Der erste Akt ist eine kleine Welt!“¹⁾

Der zweite Akt führt uns dagegen in eine ganz andere Welt, in die Welt der Schmeichelei und Unwahrheit, in die Sphäre des Elisabethanischen Hofes. Im Mittelpunkt des

¹⁾ Kühnemann 514.

Interesses steht Elisabeth, und doch dreht sich alles, was geschieht, um das Schicksal Marias. Das Ziel des ganzen Aufzuges ist, eine Begegnung und Unterredung der beiden Königinnen zustande zu bringen. Welch ein Kontrast schon gleich zu Beginn; dort, in Fotheringhay Elend und Todesstimmung, hier in London Freude und Festjubiläum; denn „sie (Elisabeth) geht ins Brautgemach, die Stuart geht zum Tode.“¹⁾

Die französische Werbung und Überreichung des Ringes sind historische Fakta, die aber nicht in das Todesjahr Marias fallen.²⁾ Im übrigen weicht die Darstellung von den geschichtlichen Tatsachen ab. Die durch Elisabeths Entgegenkommen geschaffene Situation, durch die eine enge Verbindung Englands mit Frankreich in Aussicht gestellt wird, benutzt Aubespine, um Fürbitte einzulegen für „die unglücksvolle Fürstin, die Frankreich und Britannien gleich nahe angeht,“³⁾ allein die Königin weiß seinen Bitten in geschickter Weise zu entgehen, indem sie besondern Nachdruck auf die Erfüllung ihrer königlichen Pflichten legt.⁴⁾

Ihre Hauptcharakterzüge, ihre Scheintugend, ihre Eifersucht und lächerliche Eitelkeit, dazu ihr Buhlen um die Volksgunst

¹⁾ M. St. II. 1.

²⁾ Rapin berichtet: Pendant que ces choses se passaient en Ecosse la Cour de France pressait fortement le mariage du Duc d'Anjou avec Elisabeth Un jour même qu'on célébrait l'anniversaire du couronnement, la Reine étant en conversation avec lui tira la bague de son doigt et la mit elle-même au doigt du Duc etc.

Rapin 353 ff.

Cambden erzählt: Simulque Regina illa Franciae et Rex filius, in majoris amicitiae cum Elisabetha firmamentum nuptias cum filio Andium Duce vehementiori quam hactenus studio, persequuntur.

Cambden 338 ff.

³⁾ M. St. III. 3.

⁴⁾ Unhistorisch. Vergl. dazu Cambden 480 ff. und Rapin 413.

treten in dieser Szene schon klar zu Tage,¹⁾ noch mehr aber in der folgenden, die uns die Mächte vorführt, die um den Entschluß der Monarchin ringen. Alle drei sind Staatsmänner, und dennoch welcher Unterschied! Während Burleigh nur der kalt berechnende Diplomat ist, der rücksichtslos über alles hinwegschreitet, was nach seiner Überzeugung dem Staatsinteresse entgegensteht, ist Shrewsbury nicht nur Staatsmann, sondern zugleich ein Edelmann, voll Rechtsgefühl und milder Gesinnung, dem das Unglück heilig, dem der Unglückliche ein Gegenstand des Mitleidens und der Hilfe ist. Beiden Männern gegenüber erscheint Leicester in der ganzen Erbärmlichkeit eines berechnenden, selbstsüchtigen Höflings, der ein verächtliches Doppelspiel treibt, und dessen *suprema lex* seine eigene Größe und Gunst bei der Herrscherin ist.

Burleigh ergreift zuerst das Wort. Die Hinrichtung Marias,
„Der Ate dieses ew'gen Kriegs,

die mit

Der Liebesfackel dieses Reich entzündet,“²⁾

erscheint ihm als unabweishbare Forderung der Staatsraison. Wuchtige Worte find's, durch die er auf Elisabeth zu wirken sucht:

„Ein Opfer ist's, das alle Stimmen fordern,“³⁾

und wiederum:

„Du mußt den Streich erleiden oder führen,

Ihr Leben ist Dein Tod! Ihr Tod Dein Leben.“⁴⁾

Die unentschlossene, heuchlerische Königin, die mit ihrem eigenen Urtheil zurückhält, wendet sich jetzt an Talbot, den Grafen von Shrewsbury, damit er „einen mildern Rat ausfinne.“⁵⁾

¹⁾ Vergl. Archenholz über Elisabeths Charakter, ebenso Rapin 493, der sie „une véritable comédienne“ nennt. — ²⁾ M. St. II. 3. —

³⁾ Ebenda II. 3. — ⁴⁾ Ebenda II. 3. — ⁵⁾ Ebenda II. 3.

Dieser entwickelt nun alle Gründe, welche Natur und Erziehung, Gerechtigkeit und Menschlichkeit für die edle Gefangene sprechen lassen, und mit bewegtem Herzen und steigender Milde sucht er seine Königin für den Weg der Gnade zu gewinnen.

Seine Argumente stützen sich besonders darauf, „daß die Hinrichtung der Stuart ein ungerechtes Mittel ist“, und Elisabeth „das Urtheil über die nicht sprechen kann, die ihr untertänig ist.“¹⁾ Shrewsbury wird, trotz der scharfen Entgegnungen Elisabeths zum berebten Anwalt Marias, und mit einer edlen Milde des sittlichen Urtheils richtet er sie, sowie auch die englische Königin nach den Verhältnissen ihrer Vorgeschichte, die eine nach ihrer glück- und freudereichen Jugendzeit, die andere nach der harten Schule des Schicksals, die sie durchgemacht.²⁾ Aber gerade die Wärme, mit der er durch Hinweis auf der „Schönheit eitles Gut“ Elisabeth für die Unglückliche einzunehmen sucht, reizt die Eifersucht der in ihrer Eitelkeit verletzten Königin aufs tiefste, und voll bitterm Hohnes bricht sie in die Worte aus:

„Das müssen Reize sonder Gleichen sein,
Die einen Greis in solches Feuer setzen.“³⁾

In bitterer Aufregung wendet sie sich nach einer Pause an den, der ihr höchstes Vertrauen besitzt, an Leicester, aber der eitle Günstling, der zehn Jahre lang von ihr hingehalten worden ist,⁴⁾ fühlt sich durch die huldvolle Aufnahme der französischen Brautwerbung verletzt und wendet sein Herz deshalb wieder

¹⁾ Vergl. M. St. II. 3.

²⁾ La princesse Elisabeth quoiqu' indisposée fut amenée à Londres et confinée à Whitehall dans une chambre où elle n'eut la liberté de parler à personne. Ensuite le onze mars 1554 elle fut menée à la Tour (Tower).

³⁾ M. St. II. 3. — ⁴⁾ ut Leicestrius qui nuptiis ex animo adversabatur etc. Cambden 301. Vergl. auch Rapin 370 ff.

ihrer Nebenbuhlerin, der Schottenkönigin zu, die er um jeden Preis retten will. Daher beginnt er mit hinreißender Beredsamkeit die von Burleigh geschilderten Gefahren als übertrieben darzustellen und dem Vertreter des Staatsrechts gegenüber die politische Klugheit als Maßstab des politischen Handelns zu betonen. Seine Worte sind voll heuchlerischer Schmeichelei für Elisabeth, und in der Verspottung und Verachtung Marias will er ein Rettungsmittel für diese finden. Er kennt seine Herrscherin, und seine Rede ist ganz auf ihren Charakter berechnet. „Wozu sie töten? Sie ist tot! Verachtung ist der wahre Tod.“ ¹⁾

Hatte Burleigh Marias Tod, Shrewsbury ihr Leben gefordert, so rät Leicester in charakteristischer Halbheit, ihr ein Leben unter dem Beile des Henkers zu lassen. Dieser Vorschlag ihres Günstlings entspricht der Meinung der hin- und herschwankenden Elisabeth am besten, die denn doch nur zu wohl weiß, daß sie sich der Gefahr des Volkshasses aussetzt, wenn sie sich ihrer Feindin durch einen öffentlichen Vollzug des Urteils erledigt. ²⁾

Paulet tritt ein, um seinen Neffen Mortimer der Königin vorzustellen und ihr zugleich den Brief einzuhändigen, den Maria ihm zur persönlichen Übergabe anempfohlen hatte. Mortimer liefert ein Meisterstück der Verstellungskunst in der Begegnung und dem Gespräch mit Elisabeth, deren Täuschung ihm vollständig gelingt. Alle ihre Einwände und Bedenken schlägt er siegreich nieder, indem er sein verdächtiges Benehmen

¹⁾ M. St. II. 3.

²⁾ Schon vor ihrer Thronbesteigung hatte Elisabeth eine heftige Neigung zu Leicester gefaßt und hatte ihn nach derselben mit Ehren und Würden überhäuft. Er war herzlos und intriguant, und seine Verdienste entsprachen durchaus nicht der Huld der Königin. Sein Hauptgegner war Burleigh. Vergl. dazu Robertson I. 320.

in Frankreich und die Abschwörung seines Glaubens als politischen und patriotischen Zwecken zum Wohle Englands und seiner Herrscherin dienend, darstellt.

Die Übergabe des Briefes an Elisabeth, die darin ausgesprochene Bitte Marias um eine Zusammenkunft mit jener, bietet den drei Lords wiederum Gelegenheit, ihre Ansichten über das Schicksal der Schottentönigin zu äußern. Die Tränen, die Elisabeth beim Lesen des Briefes vergießt, sind ebenso heuchlerisch wie ihre Betrachtungen über den Wechsel alles Irdischen, die sich in ihrem Munde wie Hohn ausnehmen.

Shrewsbury wendet sich wiederum an das Herz der Königin und bittet sie, „der Tiefgefallenen die Hand zu reichen und wie eines Engels Lichterscheinung in ihres Vaters Gräbernacht hinabzusteigen,“¹⁾ während Burleigh mit unerbittlicher Strenge Marias Tod fordert.

„Du kannst sie nicht begnadigen, nicht retten.“²⁾

Leicester greift wieder zu seinem bewährten Mittel, der Schmeichelei, und empfiehlt die Angelegenheit „der weisen Königin, der großen Seele der Elisabeth.“³⁾ Diese spielt wieder die Unschlüssige, obgleich ihr Plan schon gefaßt ist. Zum Mordmord will sie greifen, denn nur so wird der Schein der Gnade gerettet und der Nothwendigkeit Genüge getan.

Der Umstand, daß Mortimer es so meisterhaft verstanden, in Rheims unter frommer Maske ein Spion zu sein, ist bei der heuchlerischen Elisabeth ein guter Empfehlungsbrief. Wenn irgendwo, so tritt in diesem ihrem Gespräch mit dem Jüngling der Umstand hervor, daß ihr ganzes Wesen auf den Schein gestellt ist. „Was man scheint, hat jedermann zum Richter; was man ist, hat keinen,“⁴⁾ das ist der Inhalt ihrer ganzen

¹⁾ M. St. II. 4. — ²⁾ Ebenda II. 4. — ³⁾ Ebenda II. 4. —

⁴⁾ Ebenda II. 5.

Lebensphilosophie. Welch tragische Ironie in der ganzen Szene! Elisabeth rühmt die Verstellungskunst dessen, der eben seine Kunst an ihr übt; sie gibt dem einen Einblick in ihr Innerstes, der sie täuscht; sie versucht den zum Morde Marias zu überreden, der auf ihre gewalttätige Befreiung finnt; sie verheißt dem ihre Liebe, der von Leidenschaft für ihre Feindin ergriffen ist!

Der folgende Monolog Mortimers enthüllt seine wahren Pläne: was nach Elisabeths Absichten Marias Verderben werden soll, das soll durch ihn ein Mittel zu ihrer Rettung werden. Er will sie befreien, er allein, aber nicht nur „Gefahr und Ruhm, sondern auch den Preis, sie selbst“ ¹⁾ will er für sich haben. Das Gelingen seines Unternehmens scheint, trotz des Argwohns Paulets, um so unzweifelhafter, als Mortimer durch die Übergabe des Briefes Marias an Leicester Einsicht in das Verhältnis des Letztern zu der Gefangenen bekommt. Allerdings, wenn nur durch Tatkraft und entschlossenes Vorgehen Rettung möglich ist, so steht von dem feigen Hösling nichts zu erwarten. Er trägt keine Spur in sich von dem kühnen Mut des alten englischen Adels und kann eben so wenig bei seinen Standesgenossen auf entschlossene Mitwirkung rechnen.

Wie erbärmlich erscheint Leicester im Gegensatz zu Mortimer, und welche moralische Niederlagen erleidet er in der Zusammenkunft! Hier der allmächtige Staatsmann, dort der mutige Jüngling. Hier feige Intrigue und ängstliche Vorsicht, dort hochherzige Kühnheit und waghalsige Schwärmerei, hier charakterlose Hingabe an die äußern Umstände, dort das Heldentum der Kraft, das sich die Umstände dienstbar macht. Welch wirkungsvoller Kontrast! Beiden gemeinsam ist die Liebe zu Maria, aber während „Mortimer in der Königin von Schottland das

¹⁾ M. St. II. 6.

Weib liebt, liebt Leicester in dem Weibe die Königin von Schottland.“¹⁾ Die ganze Schärfe des Gegensatzes tritt besonders in dem Wortwechsel zwischen beiden hervor, der damit endet, daß Mortimer es mit Verachtung ablehnt, den Liebesboten dieses charakterlosen „Weiberhelden“ zu spielen und es vorzieht, auf dessen Mitwirkung zur Befreiung der Schottenkönigin zu verzichten.

Hatte Leicester sich in der Unterredung mit Mortimer in der ganzen Kläglichkeit seiner Willensschwäche und Tatenlosigkeit gezeigt, so entfaltet er in der nun folgenden Unterredung mit Elisabeth seine Meisterschaft in der Überlistung, durch welche „die königliche Heuchlerin“ zum zweiten Male betrogen wird, denn ihr geht der Scharfblick ab, der die Heuchelei anderer durchschaut. Ein Moment der Verlegenheit, und der geschmeidige, erfahrene Höfling ist wieder Herr der Lage. Derselbe Leicester, der soeben dem „Reize, der Jugend und Schönheit“²⁾ Marias das Wort geredet, steht jetzt da, „geblendet“ von der Schönheit Elisabeths, und derselbe Mann, der die englische Königin soeben als ein Bild der Unliebenswürdigkeit gezeichnet, klagt jetzt: „Dein Herz, Dein liebenswürdig Selbst verlier ich.“³⁾ So geschieht weiß er durch höfisch-gleißnerische Schmeicheleien die Eifersucht und Eitelkeit seiner Gebieterin zu erregen, daß es ihm gelingt, sie durch die Aussicht auf einen persönlichen Triumph über die Verhaftete, trotz des Widerstandes Burleighs zu einer Zusammenkunft mit der Stuart zu überreden.

„So wird die Listige durch den Listigeren betrogen, und doch betrügt der Listige, der Elisabeths eitlen Wunsch, auch als Weib über das Weib zu triumphieren, so geschieht zu nutzen versteht, zuletzt nur sich selbst. Denn da der Erfolg seines Drängens ganz am Ende noch zu scheitern droht an dem Be-

¹⁾ Gaudig 60. — ²⁾ M. St. II. 8. — ³⁾ Ebenda II. 9.

denken Elisabeths, wie übel es ihr anstehen werde, die Verwandte in Mangel und Schmach zu sehen, so verfällt er in der Hast der Benutzung des günstigen Moments auf den Rat, die Zusammenkunft scheinbar zufällig stattfinden zu lassen und gibt unbedacht den ganzen Ausgang der Begegnung mit der unvorbereiteten Maria ganz und gar der Macht zufälliger Stimmung preis.“¹⁾

Der Zweck des zweiten Aufzuges, die Zusammenkunft der Königinnen zu ermöglichen, ist also erreicht, die Handlung derselben vollkommen einheitlich, denn er enthält keine Szene, in der nicht das Schicksal Marias der Beziehungspunkt des Interesses wäre. Zugleich erzeugen die beiden Akte eine großartige Kontrastwirkung. Maria verkörpert im ersten Akt die königliche Würde und Erhabenheit, trotzdem sie eingekerkert ist; bei Elisabeth, die den äußeren Schein der königlichen Würde zu wahren weiß, wird alle innere Hoheit vernichtet durch die Niedrigkeit ihrer Beweggründe, ihrer Ziele. Während Maria bei all ihren Verschuldungen eine gewisse, großartige Offenheit, die Offenheit einer ursprünglich edlen Natur bewiesen hat, bekundet die durch und durch intriguannte Elisabeth, wiewohl an Charakterstärke jener weit überlegen, durch ihre Hinterlist, Lücke und niedrige Heuchelei einen solchen Mangel an Herzens- und Seelenadel, daß sie alles tut und wagt, das unglückselige Opfer ihres Hasses aus dem Wege zu räumen, ja, vor dem Todesstreiche noch den stolzen Fuß auf den Nacken der Verdemütigten zu setzen.

Mortimer, Burleigh und Paulet bleiben die gleichen Charaktere, als die sie sich im ersten Akt schon enthüllt haben, ja, sie treten in großartigen Gegensätzen noch scharfer hervor. Leicester ist ein treuer Spiegel des Geistes, der an Elisabeths

¹⁾ Siehe 202.

erzogen
münden
Lorenz
faul
opern
cander
superior
approben

reiner
jeder
Leben
patro
unbelebte
wollen
annul
mollat
gaa
proia
demonstrat
ceunung
Frank
H. m. v.

Hofe herrscht, und seine Eigenschaft als Günstling der Königin charakterisiert letztere, die nicht sowohl Herrscherin als vielmehr Weib ist, eigentlich schon genügend. Auch in dramatisch = technischer Hinsicht stellt der zweite Akt sich dem ersten ebenbürtig zur Seite: überall bewegtes Leben, tragische Steigerung, höchste Spannung.

*departement
brennend*

Es ist ein prachtvolles Stimmungsbild, das der Hauptscene des dritten Aufzuges, dem Ausbruch der Leidenschaft und dessen entscheidender Folge für die Wendung des Schicksals der Heldin, vorangeht. Der Dichter entfaltet den vollen Zauber klangvoller Lyrik in dem fessellosen Erguß einer nach Luft und Freiheit dürstenden Seele. Marias Gefühle in der schönen Natur, unter Gottes leuchtendem Himmel, sind nach so langer Einkerkierung ebenso wahr als herzbewegend. Selbst das Silbenmaß, der Wohlklang der Verse, in denen sich ihre Empfindungen ergießen, sind ästhetisch wahr und berechtigt; denn „je tiefer das Drama in das Innere des Menschen zurückgeht, die geheimsten Stimmungen der Seele belauscht, die Genesis der Leidenschaften durch alle ihre Stadien verfolgt, desto mehr muß ein lyrischer Zug sich in das Dramatische weben, ja, es läßt sich behaupten, daß ohne dieses lyrische Element sich keine dramatische Situation in ihrer Tiefe erschöpfen läßt. . . . Aber diese Lyrik muß latent sein, ein aromatischer Hauch, der über den Situationen und Charakteren schwebt.“ ¹⁾

*Landesrecht
pol. u. gesetzl.
a. par. 111
Stellg.*

Maria gibt sich dem mächtig erregten Lebenstrieb rückhaltlos hin; sie sieht nur die helle Gegenwart, da die dunkle Vergangenheit hinter ihr liegt, eine schöne, selige Zukunft aber sich vor ihr aufstut. Sie ist ja trotz allem, was sie durchgemacht hat, noch „das lebensdürstige, nach der Welt auslaufende Frauen-

¹⁾ Gottschall 166.

herz, das mit des Daseins Hoffnung durchaus nicht abgeschlossen hat, das auf des Himmels Gnade rechnet und sehnsüchtig nach Freiheit lechzt.“¹⁾)

Wenn nun dieser ^{poetische} Zauber durch Paulets Kunde von Elisabeths Erscheinen plötzlich zerrinnt, wenn die Glanzgebilde ihrer erregten Phantasie plötzlich in Schatten versinken, wenn das sie erschreckt, was sie erfreuen sollte, das so lange, so sehnlich gewünschte Zusammentreffen mit Englands Königin, so ist auch das der Natur ihres gegenwärtigen Gemüthszustandes ^{angemessen}, psychologisch begründet und wahr. Zu rasch und unvorbereitet trifft das Ereignis ein, als daß sie sich gefaßt und besonnen ihm entgegenstellen könnte. Zu grell ist der Übergang aus der schönen Traumwelt, die sie umgab, in die starre Wirklichkeit. Der Tyrannin soll sie gegenüberreten, die ihr Krone, Reich und Freiheit geraubt, die sogar ihr Leben bedroht? Wie eine Riesenlast fällt die Erinnerung an ihre gewaltfame, schmachvolle Gefangenschaft auf ihre Seele, und je lebendiger diese Erinnerung wird, desto unfähiger fühlt sie sich, vor ihrer Todfeindin zu erscheinen. „Ich bin zu schwer verletzt sie hat zu schwer beleidigt.“²⁾ Dennoch ist das Zusammentreffen unvermeidlich, und sie rafft ihre ganze Kraft zusammen, um „der Zeit und dem Befehl der Stunde zu gehorchen.“³⁾ Elisabeth erscheint und mit ihr die Entscheidung. Kann diese zweifelhaft sein? Die Arme, deren ganzes Geschick in der Übergewalt des Herzens ihren Grund hat, ihr gegenüber die herzlose Feindin; die Hochgefinnte, die trotz aller sonstigen Verschuldung Elisabeth gegenüber außer Schuld, ja selbst zur Anklage sich berechtigt fühlt und die Staatskluge und Herrschgewaltige, die den Schein des Rechts gegen Maria sich selbst zu

¹⁾ Burggraf: Schillers Frauengestalten 334. — ²⁾ M. St. III. 3.

— ³⁾ Ebenda III. 3.

geben gewußt hat; endlich die Unglückselige, deren Fluch die Macht der Schönheit ist, welche sie über andere geübt und an sich selbst erfahren, gegenüber der Gefallsüchtigen, die mit dem Deckmantel der Tugend ihre sinnlichen Lüste verhüllt.) Sie steht vor ihr, die Gefürchtete, und ach, aus ihren Zügen spricht kein Herz.“¹⁾ Ist das die Begegnung, die Unterredung, um welche die Verurtheilte gebeten? Nein, das ist eine Komödie, die Elisabeth aufzuführen gedenkt zur Befriedigung ihrer Eitelkeit. Affektiert ist jedes Wort, das sie spricht, es ist ein absichtliches und hartnäckiges Nichterkennen-Wollen. An Maria ist alles zitternder Pulsschlag leidenschaftlicher Empfindung, an Elisabeth feindselige Absichtlichkeit und Schaustellung.“²⁾

Die Unglückliche fühlt es, hier ist kein Ausweg als Vergessenheit des Erstickens, Vergessenheit der durch Geburt und Erbrecht geheiligten Gleichheit, nur Ergebenheit in die eiserne Notwendigkeit ist es, die hier gebietet.

„Der Himmel hat für Euch entschieden, Schwester,
Die Gottheit bet' ich an, die Euch erhöhte.“³⁾

Und nun sie sich einmal überwunden hat, hält sie stand; sie beugt der höhern Hand ihr Haupt, die ihr Schicksal in die Gewalt der Übermütigen gelegt hat; mit Aufbietung aller Willenskräfte entschuldigt und vergibt sie Unterdrückung und Schmach, will „alles eine Schickung nennen, an der Elisabeth nicht schuldig ist“, entsagt endlich allen Herrscherrechten⁴⁾ und bittet nur um das eine, um Freiheit und Leben. Jetzt muß Elisabeth das befreiende Wort sprechen, jetzt, oder nie! Wiederum eine angstvolle Pause, fieberhaft erregte Spannung. „Sagt mir: Ihr seid frei, Maria! . . .

¹⁾ M. St. III. 3. — ²⁾ Vellermann 187. — ³⁾ M. St. III. 3. —

⁴⁾ Dieser Verzicht Marias ist ungeschichtlich; sie hat bis zum Augenblicke ihres Todes auf ihren Rechten und Ansprüchen bestanden.

O, laßt mich nicht zu lang erharren . . .
Weh Euch, wenn Ihr mit diesem Wort nicht endet,
Denn wenn Ihr jetzt nicht segensbringend, herrlich
Wie eine Gottheit von mir scheidet, Schwester:
Nicht um dies ganze Eiland, nicht
Um alle Länder, die das Meer umfaßt,
Möcht' ich vor Euch so stehn, wie Ihr vor mir!“¹⁾

„Schiller ist überreich an solchen Momenten, wo alle Herzen klopfen, jeder Nerv sich spannt und dann der Blitz der Entscheidung zuckt.“²⁾ *hervorstechend*

absoluten Welche Antwort wird ihr? *alene me* Grausamer Hohn statt Milde, neue Demütigungen statt Versöhnung, giftiger Hinweis auf die Verirrungen ihres früheren Lebens. Maria fährt auf, doch noch einmal wird sie ihrer *Wiedertun* Erregung Herr. Als aber Elisabeth in häßlichen Worten sie der gemeinsten Buhlerkünste bezichtigt, sie vor dem Manne, auf dessen Liebe die Arme im Stillen gerechnet, gleichsam als eine „Venus vulgivaga“ *verleumdet* hinstellt, da erhebt sich die im tiefsten Herzen Verwundete, und alle verhaltene Leidenschaft bricht los.

Sie geht noch in stiller Ergebung, in demütiger Unterwerfung *verharren* zu lassen, wäre der unnatürlichste Widerspruch mit ihrem Selbst, der Wahrheit ihres Charakters, der übermenschlichen Erregung ihres ganzen Wesens. Sie muß werden, was der Dichter sie werden läßt: Elisabeths züchtigender Racheengel, das Flammenschwert der Vergeltung in der Hand. „Wiederum höchste Kunst und dennoch tiefste Wahrheit. Es ist echt weiblich, sich der augenblicklichen Eingebung der Leidenschaftlichkeit ohne Rücksicht auf die Folgen oder unter augenblicklicher Geringschätzung derselben zu überlassen.“³⁾ *relativ*

¹⁾ Maria Stuart III. 3. — ²⁾ Vischer: Ästhetik, III. 2, 1390. —

³⁾ Valentin: Das Tragische und die Tragödie 347.

Doch auch hier behauptet sie noch ihre königliche Würde, ihre edle Weiblichkeit, und obgleich sie in gerechtem Stolz den Pfeil der Gegnerin auf diese selbst zurücklenkt, — da ist keine Selbsterniedrigung, keine Entweihung ihrer eigenen moralischen Würde. Und selbst da, wo sie mit Willen sich ihrer Leidenschaft hingibt, wo ein Rachestrahl die Königin in Elisabeth vernichtet, selbst da müssen wir sie bewundern. Ihre Leidenschaft macht sie groß, und in der Wahl, entweder ihrem Leben oder ihrem sittlichen Lebensideal zu entsagen, erhebt sich ihre Seele mit hinreißendem Schwung zur vollkommensten Höhe. Zwar in Todesseffeln, steht sie moralisch als königliche Siegerin da, sie triumphiert als Weib, aber Englands Königin unterschreibt das Urtheil.

„Die Partizene“, schreibt Kühnemann, „ist mit der ganzen Schiller'schen Lust an der Antithese und radikalen Umkehr gestaltet. Elisabeth kam, um den Triumph über Maria zu verkosten, Maria kam, um sich zu demüthigen; und die, die triumphieren will, wird gedemüthigt, während die Gedemüthigte triumphiert.“¹⁾ Mit höchster Kunst und kühnster Energie hat Schiller diese Szene, die ihm „moralisch unmöglich“ schien, die „Angel und Krisis“ der ganzen Tragödie, gestaltet. Die edle, echte, natürliche Farbe der Menschlichkeit, das rote Blut der Leidenschaft, drückt ihr den Stempel auf. „Es konzentriren sich in ihr alle Strahlen eines imposanten, tragischen, dramatischen Feuers; keine Farbennuance, keine Schattierung, kein Pinselstrich fehlt an dem vollendet schönen Seelengemälde.“²⁾

Die Wogen der ungestümen Leidenschaft legen sich auch nicht, als nach Elisabeth's raschem Abgang die nun ganz hoffnungslose Amme ihrer Bestürzung über das Geschehene Ausdruck gibt. „So ganz verloren sie die Fassung hat, die wir im

¹⁾ Kühnemann 516. — ²⁾ Sierke 99.

Anfang an ihr bewundern, so ganz unfähig scheint sie, dieselbe wiederzugewinnen.“¹⁾ Tieffinnig und psychologisch schließt sich die Umkehr daran, daß das Losbrechen solcher Leidenschaft „die Flammen der Sinnlichkeit in Marias eigenem Retter wachbläst. In ihrem Sieg über Elisabeth war sie nichts als das Weib, nun ist sie auch ihm nichts als das Weib,“²⁾ das schöne, begehrenswerte, und wenn im ersten Akte die hohe Würde Marias den Jüngling in Schranken hielt, so hat nun das Ungeßüm ihrer Leidenschaft, der sinnliche Reiz ihrer Erscheinung in Mortimer die Blut der Sinnlichkeit zum lodernnden Feuer angefaßt. „Du warst die Königin, sie der Verbrecher.“³⁾

Der ethische Vollgehalt in dem leidenschaftlichen Ausbruch Marias kommt Mortimer nicht zum Bewußtsein; er sieht nichts als die dämonische Erregung, welche die Reize der Königin erhöht. „Wie Dich der edle, königliche Zorn umglänzte, Deine Reize mir verklärte! Du bist das schönste Weib auf dieser Erde!“⁴⁾ Dann enthüllt er ihr den furchtbaren Plan zu ihrer Befreiung, der noch in derselben Nacht ausgeführt werden soll.

Hatte es in der ersten Begegnung Mortimers mit Maria schon geschienen, als habe er die Grenzlinie überschritten, die Liebe und Begierde trennt, war die wirkliche Begierde in seinem spätern Monolog deutlicher hervorgetreten, so reißt ihn die Leidenschaft jetzt soweit fort, daß er der Königin zuruft:

„Ich achte nichts mehr! Eh' ich Dir entsage,

Eh' nahe sich das Ende aller Tage.“⁵⁾

Von Worten reißt es ihn zu Thaten fort, und in furchtbarem Liebeswerben dringt er auf Maria ein.

„Die Krone ist von Deinem Haupt gefallen,

Du hast nichts mehr von ird'scher Majestät.“⁶⁾

¹⁾ Fiedle 205. — ²⁾ Kühnemann 516. — ³⁾ M. St. III. 6. —

⁴⁾ Ebenda III. 6. — ⁵⁾ Ebenda III. 6. — ⁶⁾ Ebenda III. 6.

„Gewiß, gefangen und aller irdischen Majestät entkleidet, hat sie nichts mehr als die rührende Gestalt ihrer Schönheit, aber gerade darum verfolgt die irdische Liebe sie noch bis in den Kerker hinein, darum lebt sie noch immer in Furcht und Hoffnung der Liebe und der Befreiung durch die Liebe.“ ¹⁾ Ja, sie muß die Demütigung erfahren, daß der Wahnsinnige ihre früheren Beziehungen zu Rizzio und Bothwell zur Rechtfertigung seiner ungezügelter Leidenschaft anruft. „Das Schicksal der Maria ist es, heftige Passionen zu erfahren und zu ^{empfangen} entzünden.“ ²⁾ hatte sie dieselben in der Parkszene erfahren, in dem leidenschaftlichen Haß Elisabeths, so entzündete sie jetzt dieselben in Mortimers leidenschaftlichem Herzen.

Mit Recht bezeichnet Dünker diese Szene als eine der „kühnsten und wildleidenschaftlichsten, die Schiller gelungen sind, eine Szene, die hart an die Grenze des auf der Bühne Darstellbaren streift.“ ³⁾ *ausplan*

Während Maria den Ansturm von Mortimers ^{schon} Liebesfanatismus erdulden mußte, hat ihr Schicksal durch einen erneuten Mordversuch auf Elisabeth eine unheilvolle Wendung erfahren; der Streich mißlingt, und nun gibt es keine Rettung mehr für die schottische Königin. Der auf Fanatismus gebaute Rettungsplan ist durch den alle Berechnung zu Schanden machenden Fanatismus zerstört.

„O,

Dich verfolgt ein grimmig wütend Schicksal,
Unglückliche! Jetzt — ja, jetzt mußt Du sterben,
Dein Engel selbst bereitet Deinen Fall.“ ⁴⁾

¹⁾ Hinrichs 159. — ²⁾ Brief an Goethe vom 18. 6. 99. —
³⁾ Dünker 208. — ⁴⁾ M. St. III. 8.

Abgesehen von kleinern Ereignissen und Zügen ist der ganze dritte Akt Erfindung Schillers und zwar eine seiner großartigsten. Schon aus dramatisch-technischen Gründen war eine Begegnung der beiden Königinnen geboten, da sonst die Einheit des Dramas wesentlich verletzt worden wäre. Hauptsächlich aber waren es innere Gründe, welche den Dichter bestimmten, die Geschichte zu überbrücken und jene unvergängliche Szene zu schaffen. Es lag in dem ganzen Aufbau des Dramas, daß Maria Stuart, die in den ersten Akten nur leidend auftritt, an einem Punkte der Tragödie wenigstens auch handelnd und tatkräftig erscheinen mußte.

In den vorausgehenden Akten sehen wir sie nur als die durch Leiden geläuterte Dulderin, die zwar in der Unterredung mit Burleigh staatsmännische Fassung und Schlagfertigkeit blitzen ließ, aber uns doch noch keineswegs als die Maria entgegengetreten war, die einen großen Teil ihrer Schicksale selbst heraufbeschworen hat. In der Begegnung mit Elisabeth aber kommt die Leidenschaft, der unversöhnliche Haß zum Durchbruch. Alle Besonnenheit ist vorbei, und tödtliche Wunden schlägt sie der ihr gegenüberstehenden Feindin. „Wir fühlen, daß dieses Weib, das die ersten Szenen des Stückes in dem milden Lichte stiller Ergebung, mühsam erkämpfter Beruhigung gezeigt hatten, doch noch im Grunde des Herzens die leidenschaftlichen Triebe hat, durch die sie einst in leichtsinniger Jugend schuldig geworden ist.“¹⁾ Durch diesen Rückfall ins Irdische wird sie uns mehr verwandt und menschlich näher gerückt.

Ist diese Situation an sich auch erdichtet, so ist Schillers Gelbin dennoch auch hier die Stuart der Geschichte,²⁾ die unbesonnene, leidenschaftliche, aber auch schlagfertige und mutige. Wie sie es verstanden hatte, beim Rizzio-Mord den wilden

¹⁾ Wyckram 431. — ²⁾ Vergl. dazu Müller 56.

Schotten noch Ehrfurcht einzuflößen, so bietet sie auch jetzt noch einmal alle schlummernden Kräfte auf: groß und stark, drohend und gleichsam einer Macht sich bewußt, steht sie vor ihrer Gegnerin da. Auch darin hat Schiller ihr ein historisches Gepräge aufzudrücken gewußt, daß er angesichts des Todes die jugendlich gehaltene Heldin noch in ein Liebesverhältnis zu Leicester eintreten und in ihren Beziehungen zu Mortimer ihren dämonischen Einfluß auf die Männerherzen zum Ausdruck kommen läßt. Damit kommen wir der Frage näher, weshalb Schiller dem Grafen Leicester überhaupt eine Rolle im Drama zugewiesen, da geschichtlich über dessen Eingreifen in die Schicksale der Schottenkönigin nichts bekannt ist.

Hätte der Dichter die Macht der Stuart wohl deutlicher zeigen können, als eben dadurch, daß sie in den Tagen, wo sie als Verurteilte hoffnungslos verloren schien, noch bis an die Stufen des englischen Thrones vorzubringen wußte und zwar in der Gestalt desjenigen, der Elisabeth näher stand als alle anderen Günstlinge und Minister? Furchtbar war und blieb die historische Schottenkönigin für Elisabeth und ihren Staat, so lange sie zu den Lebenden zählte, die Tatsache läßt sich nicht leugnen. Auch dient die Einführung Leicesters dazu, das feindliche Verhältnis zwischen den beiden Königinnen immer mehr zuzuspitzen, damit die Katastrophe wirklich als aus innerster Notwendigkeit hervorgehend erscheine. Von Leicesters und Mortimers vermittelnder Rolle war schon an anderer Stelle die Rede, auch dienen sie als Repräsentanten der großen historischen und politischen Mächte, und werden in ihren Charakteren dem Geist der Zeit gerecht.

Sehr gut hebt auch Duboc den Zweck der Gartenszene hervor, wenn er sagt: „Maria ist in einer Lage, in welcher ihr nur die Wahl bleibt, entweder ihrem Leben oder in schmachlicher Demütigung ihrer Seele, ihrem ethischen Lebensodem zu

entfagen. Sie wählt das erstere und erhebt sich damit in einem einzigen Befreiungsakt über die vorangegangene tragische Erschütterung. Der tragische Höhe- und Wendepunkt der Situation liegt klarlich in der Unterredung der beiden Königinnen, und kaum irgend ist einem Dichter so meisterhaft der hinreißende Schwung der sich befreienden Seele gelungen, wie in dem prachtvollen Ausbruch der Maria: „Mäßigung! — Ich hab’ ertragen, was ein Mensch ertragen kann.“ Denn aus jedem Wort spricht hier das leidenschaftlich empfundene Bewußtsein, daß Unwürdiges zu erdulden, nur um das Leben zu retten, einer Zertrümmerung des sittlichen Ideals und daher auch dessen, was die Pflicht fordert, gleichkame. Auf das Verständnis dieses ethischen Vollgehalts in dem Ausbruch der schottischen Königin kommt hier alles an; ohne ihn würde nur der Aufschrei eines heftig gereizten Gefühls vorzuliegen scheinen.“¹⁾

Und ganz abgesehen von allen diesen Gründen, welches Zeugnis gibt gerade diese gewaltige, effektvolle Szene dem poetischen Genius unseres Schiller. So gar nicht historisch und doch so historisch, so ganz Erdichtung und doch so ganz Wahrheit!

Goethe sagte einst zu Eckermann: „Ein großer dramatischer Dichter, wenn er zugleich produktiv ist und ihm eine mächtige edle Gefinnung bewohnt, die alle seine Werke durchdringt, kann erreichen, daß die Seele seines Stückes zur Seele des Volkes wird.“²⁾

So ist denn auch die Begegnung der beiden Königinnen im Park zu Fotheringhay gerade durch Schillers Drama zu einem der bekanntesten geschichtlichen Bilder geworden.³⁾

¹⁾ Duboc: Die Tragik vom Standpunkt des Optimismus 39.

²⁾ Moldenhauer III. 101.

³⁾ Müller: La Tragédie de M. St. etc. 55 sagt: „Envisagé en lui-même, goûté dans sa primeur, sans idée préconçue, savouré dans sa beauté native et sans en passer les éléments au crible de la

Geradezu der geschichtlichen Wahrheit entgegen ist, wie schon bemerkt wurde, die Verzichtleistung Marias auf alle ihre Rechte und Ansprüche.¹⁾ Die historische Maria hat daran nie gedacht, auch nie ihre Bitte um Freilassung wiederholt, die ihr in früheren Jahren abgeschlagen worden war. Solches verbot ihr der Stolz, nachdem sie erkannt hatte, daß man ihren Untergang wollte; sicherlich auch ein imponierender, großartiger Zug. „Hierin liegt auch ein echt tragisches Motiv. Maria konnte vermöge ihres Charakters nicht anders als auf ihrem Rechte bestehen, und doch mußte diese Standhaftigkeit sie in den Tod führen.“²⁾ Schiller wollte durch diesen Zug der Entsagung Maria uns wiederum menschlich näher bringen. So wie wir sie im Beginn des dritten Aktes kennen gelernt haben, als ein Wesen voller Lebenslust und Freiheitsdrang, würde sie uns wenig begreiflich erscheinen, wenn sie in einem solchen Momente vor „die Wahl zwischen einem schattenhaften, bestrittenen politischen Rechte und die goldene, lockende Freiheit gestellt, sich für das erstere entschied.“³⁾ Auch sollte die ganze Häßlichkeit des Charakters Elisabeths dadurch in noch grelleres Licht gestellt und die Ungerechtigkeit ihres Vorgehens noch klarer bewiesen werden.

Ein kurzer Rückblick auf den äußerst wirkungsvollen dritten Akt genügt, um als charakteristisches Merkmal desselben die Entfesselung leidenschaftlicher Gefühle zu bezeichnen. Der Höhe-

réflexion, cet épisode du troisième acte est vraiment admirable . . .
 Quelle mise en scène magistrale, que les effets sont habilement groupés, pesés sur la balance de l'effet poétique, quel fini dans certains détails! Aussi cette partie capitale du drame est-elle toujours son grand succès sur le théâtre. Le génie pathétique, le grand art du peintre historique s'y révèle tout entier.“

¹⁾ Vergl. dazu M. St. III. 4. — ²⁾ Sierke: Kritische Streifzüge 83. — ³⁾ Ebenda 84.

punkt, die Begegnung der Königinnen, ist vorbereitet und begründet durch die erste Szene, die den starken Lebensdrang und die Daseinsfreude Marias schildert. Die Begegnung selbst ist von höchst dramatischer Wirkung; wie spitze Pfeile fliegen die von Haß und Eifersucht geschärften Worte hin und wieder, untermischt mit rührenden Bitten, wehmuthsvollen Klagen, bis die gekränkte Ehre Marias diese zu jener leidenschaftlichen Wut aufstacheln, welche der Gegnerin den Todespfeil ins Herz sendet. Auf den „Bank der Königinnen“ wird die Rache der Königin folgen, denn ungestraft läßt eine Tudor sich nicht beleidigen. Der Rettungsweg, sowie der Weg der Gewalt ist gesperrt, und die Handlung ist der Katastrophe erheblich näher gekommen.

Der vierte Akt zieht die Folgerungen des vorhergehenden und nimmt im Organismus des ganzen Dramas eine ähnliche Stellung ein wie der zweite Aufzug. Beide kennzeichnen sich als Übergangsakte und haben den Zweck, diejenigen Situationen möglich zu machen, in welchen die tragischen Motive liegen. Das Ziel der Handlung des vierten Aktes ist die Bestätigung des Todesurteils durch Elisabeth, die englische Königin, das verletzte Weib.

Die beiden ersten Szenen bringen in meisterhafter Darstellung die Entlarvung des französischen Gesandten. Nicht mit einem Schlage, sondern allmählich wird Aubespine entlarvt, und Burleigh, ganz Herr der Situation, „gleichet einem Spieler, der sein Spiel sicher in der Hand hat und sich die kräftigsten Trümpfe bis zuletzt aufbewahrt.“¹⁾ Der Befehl, daß Davison das Urteil ausfertigen und der Königin vorlegen solle, beweist, daß Elisabeth ganz unter dem Eindruck der Unterredung mit der Schottenkönigin diesen Entschluß gefaßt hatte.

¹⁾ Gaudig 82.

Schiller entnahm den Bericht der Verschwörung des französischen Gesandten aus Rapin und Cambrden. Beide erzählen, daß Aubespine zwei Mörder gebunden, um Elisabeth zu töten. Als er vor den Gerichtshof gestellt wurde, verteidigte er sich erbärmlich und berief sich auf die Heiligkeit des Gesandten, der nur von seinem Herrscher gerichtet werden könnte. Das Volk verlangte jetzt laut die Hinrichtung Marias als das einzige Mittel, dem Königreich Ruhe zu verschaffen.“¹⁾ Also auch hier ist Schiller wiederum ganz historisch.

Das nun folgende hitzige Wortgefecht zwischen Leicester und Burleigh zeigt dem Höfling, daß der Diplomat auch in seine Ränke und Intriguen Einsicht erhalten hat. Zwar gelingt es ihm, den Schein der Kühnheit zu wahren und mit seiner Entrüstung seine Unruhe zu verbergen; er fordert den Gegner auf, „am Thron der Königin ihm Rechenschaft zu stehen“, was Burleigh mit bitterer Ironie zusagt:

„Dort trifft Ihr mich — und sehet zu, Mylord,
Daß Euch dort die Beredsamkeit nicht fehle.“²⁾

Sobald der Minister ihn aber verlassen, da offenbart der Angstschrei: „Ich bin entdeckt, ich bin durchschaut“ seine Fassungslosigkeit und Verzweiflung.

¹⁾ Rapin 474: „La cour découvrit que l'Aubespine ambassadeur de France avait corrompu deux assassins pour tuer la Reine. L'ambassadeur fut prié de se rendre à la maison du Grand Trésorier où le Conseil s'était assemblé et on lui confronta les deux témoins. Il se défendit fort mal et s'étant contenté d'alléguer le privilège des ambassadeurs qui les dispensait de rendre compte de leurs actions à d'autres qu' à leur Maître etc. . . . Dès que cette affaire fût devenue publique, on entendit crier partout qu' il n'y avait plus de sûreté pour la Reine pendant que Marie serait au monde.“ Vergleiche auch Cambrden 470 ff. und Archenholz 107.

²⁾ M. St. IV. 4.

Welch ein Bild! Der Meister der Intrigue und Verstellung erscheint in seiner ganzen Erbärmlichkeit und Arm-seligkeit. Geradezu niederschmetternd wirkt die Bestätigung seiner Vermutungen durch Mortimer auf den Feigling. Lord Burleigh hat einen angefangenen Brief Marias an Leicester in Händen, und „ich bin verloren“¹⁾ ist die einzige Antwort, deren er fähig ist. Doch — plötzlich durchzuckt blitzartig ein rettender Gedanke seinen Geist, dem Wort und Tat allsogleich folgen. Mortimer muß sterben, damit er sich retten kann. Es liegt wiederum eine furchtbare tragische Ironie darin, daß letzterer, der selbstlos für Leicesters Rettung besorgt ist, nun von diesem als Mittel zu seiner eigenen Rettung geopfert wird. Der Intriguant, der gewissenlose Höfling wird zum Verräter, um durch Verrat den eigenen Verrat zu decken.

Ein Moment der Erstarrung, und Mortimer erkennt das falsche Spiel. Mit der tiefsten Verachtung wendet er sich von Leicester ab, und obgleich „sein Fall diesem die Rettungsbrücke bauen muß,“ so will er ihn nicht mit in sein Verderben hineinziehen.

„Auch nicht im Tode mag ich Deinen Bund,
Das Leben ist das einz'ge Gut des Schlechten!“²⁾

Er stößt sich selbst den Dolch ins Herz und erleichtert so seinem Verderber das falsche Spiel und die eigne Rettung. Mit derselben rücksichtslosen Entschlossenheit und abgeseimtesten Heuchelei, die Leicester hier bewiesen, läßt er in dem nun folgenden Gespräch mit Elisabeth auch die unglückliche Schottenkönigin fallen.

Elisabeth hat durch Burleigh schon von ihres Günstlings Verrat Kunde erhalten, und Zorn und Rache wühlen um so tiefer in ihrem Herzen, je mehr sie die Nebenbuhlerin haßt und je reicher sie den Grafen mit Macht und Ehren beschenkt hat.

¹⁾ M. St. IV. 4. — ²⁾ Ebenda IV. 4.

Dieser, soeben noch ein Angeklagter, zitternd vor dem Zorne der Gebieterin und dem Hasse Burleighs, erzwingt sich den Zutritt zu ihr und nun folgt jene erregte Szene, in welcher der gewandte, geschmeidige Hofmann mit meisterhafter Beredsamkeit, Wahrheit und Dichtung in geschicktester Weise vermischend, sich vor der Königin zu rechtfertigen sucht.

Voll demütiger Unterwerfung gegen letztere, voll Hochmut und Stolz aber gegen Burleigh, behauptet er „die Rechte seines Plazes“ ¹⁾, und zur größten Überraschung beider, der Königin und des allwissenden Staatsmannes, berichtet er von der Gefangennahme Mortimers und der Entdeckung einer damit in Verbindung stehenden neuen Verschwörung. „Armer Prahler“, so ruft er Burleigh zu,

„Troß Eurer Spürkunst war Maria Stuart

Noch heute frei, wenn ich es nicht verhindert,“ ²⁾

und mit höhnischen Triumphworten spielt er sich auf als „Elisabeths treuer Beicester, ihr Engel“, der dem Mordgesellen den schon erhobenen Dolch entriffen hat. Freilich, das vollkommene Vertrauen der Königin vermag er auch dadurch nicht zurückzugewinnen, und so greift er zu einem letzten, ruchlosen Mittel: um seine treue Gesinnung zu bewähren und seinen politischen Einfluß wiederzugewinnen, fordert er selbst die Hinrichtung der Geliebten. Burleighs List jedoch erfinnt ihm die schwerste Probe zur Widerlegung des auf ihm ruhenden Verdachtes: er selbst soll Zeuge der Hinrichtung sein. Beicester hat Fassung genug, seine Aufregung zu verbergen, und Burleigh geht ab, um den Befehl sogleich ausfertigen zu lassen. Zu den Beweggründen für die Unterzeichnung ist ein neuer, vielleicht der wichtigste, hinzugekommen: „Maria soll sterben, damit Beicester sich von dem Verdacht der Liebe zu ihr reinige“. —

¹⁾ M. St. IV. 6. — ²⁾ Ebenda IV. 6.

Bis jetzt hatte das englische Volk als solches noch nicht handelnd eingegriffen; es ist eine wirkame Steigerung, ein fortwährendes Hinnähern zur Katastrophe, wenn Kent die Nachricht von der Aufregung des Pöbels bringt, der, durch abenteuerliche Gerüchte erschreckt, verlangt, daß „das Haupt der Stuart noch heute falle“. Schiller folgt hier dem Berichte Rapins, nach welchem die Entscheidung endlich herbeigeführt wurde durch die gewaltige Erregung des Volkes, die durch die Nachricht von der Landung einer französischen und spanischen Flotte, von einem Einfall der Schotten, von umherschleichenden Verschwörern zc. hervorgerufen worden war.¹⁾

Der Staatssekretär Davison naht mit dem Blutbefehl, ihn der Königin zur Unterzeichnung vorlegend. Sie schaudert zusammen, denn unwillkürlich werden alle Bedenken in ihr wach, und der Nachwelt strenges Gericht steht drohend vor ihren Augen. Noch einmal ringen Shrewsbury und Burleigh um den Entschluß der Königin, jedoch nicht mehr die Gerechtigkeit des Urtheils wird von dem einen bestritten, von dem andern verteidigt, sondern es handelt sich hier nur um die scharfe Beleuchtung der Folgen der Vollstreckung desselben. Während der Großschatzmeister die Logik des Staatsinteresses mit unwandelbarer Konsequenz vertritt, ist Shrewsbury, der ihr bei dem Mordversuch das Leben gerettet, sie zur Selbstbestimmung und Selbstbefinnung mahnend, gleichsam das Gewissen Elisabeths.

¹⁾ „Elisabeth était encore en suspens et dans une grande agitation d'esprit, ne pouvant se résoudre à faire mourir une reine, sa proche parente, sur laquelle elle n'avait aucune juridiction. On trouva pourtant le moyen de la déterminer, en faisant courir le bruit que l'Angleterre allait être envahie, par une armée étrangère; qu'il y avait déjà une flotte espagnole arrivé dans un port du Pays de Galles, que le Duc de Guise était dans le Pays d'Essex avec une armée, que la Reine d'Ecosse s'était sauvée de sa prison et levait des troupes dans le Nord etc.“

Auf des edlen Greises Vorstellungen, die ja im Grunde nur ihre eigenen Bedenken ausdrücken, gibt sie eine Antwort, die keine Antwort ist, und in einem Augenblick, der eine Willensentscheidung von ihr verlangt, gefällt sie sich im sentimentalischen Ausdruck erheuchelter Gefühle. Burleigh, dem diese weichlichen, elegischen Phrasen widerstreben, macht denselben durch ein energisches Wort ein Ende: „Hier ist nicht Zeit zu menschlichem Erbarmen, des Volkes Wohlfahrt ist die höchste Pflicht; Hat Shremsbury das Leben dir gerettet, so will ich England retten, das ist mehr.“ ¹⁾

Ganz ihrem Charakter entsprechend enthüllt Elisabeth in dem nun folgenden Selbstgespräch „ihre bisher sorgsam maskierte, dämonische Leidenschaft.“ Mit Ingrimmt fühlt sie, „die Sklaverei des Volksdiensts, die schmachvolle Knechtschaft“, und jedes ihrer Worte verrät das auf den Schein gerichtete Herrschertum, dem jede souveräne Kraft abgeht. Es ist ein genialer Zug des Dichters, daß er jetzt die Königin den Kampf fortführen läßt, aus dem sie in Fotheringhay geflohen war. Haß und Eifersucht stürmen neuerdings auf sie ein, die Erinnerung an den Triumph der Gegnerin und ihre eigene Wut stacheln sie zur grimmigsten Wut an.

„Ihr Haupt soll fallen,
Ich will Frieden haben!
Sie ist die Furie meines Lebens! mir
Ein Plagegeist, vom Schicksal angeheftet!

Maria Stuart heißt jedes Unglück, das mich nieder schlägt!“ ²⁾

¹⁾ M. St. IV. 9. „On pouvait dire avec vérité que, comme la mort d'Elisabeth était la vie de Marie, il n'y avait aussi que la mort de Marie qui pût sauver Elisabeth et avec elle la liberté et la Religion protestante en Angleterre.“ Rapin 403.

²⁾ M. St. IV. 10.

Aber nein, sie führt bessere Waffen, Waffen, die tödtlich treffen; sie ergreift die Feder; „Ein Bastard bin ich dir, Unglückliche!

Ich bin es nur, solange du lebst und atmest“ ¹⁾ — ein rascher, fester Federzug, und der Blutbefehl ist unterschrieben. Und warum muß Maria sterben? Nicht nur darum etwa, weil sie Schottin, weil sie Katholikin ist, nein, zumeist darum, weil sie schöner ist als Englands Königin. Klar und deutlich wie an keiner andern Stelle tritt hier der Umstand hervor, daß es im Grunde doch nur persönliche Motive, nur Weibereiztheit und Weiberhaß waren, die Elisabeth zwingen, das Todesurteil zu bestätigen.

In der Erregung des Augenblicks hat die Königin sich frei über die bisher ängstlich bewahrte Rücksicht auf Lob und Tadel der Menge erhoben; gleich nach der Unterschrift aber bemächtigt sich ihrer wieder die sklavische Furcht vor dem Götzen „Volk“. Doch — ein Rettungsweg bleibt, sie kann ja die Verantwortung auf das Volk wälzen, das sie zu der That gedrängt hat; aber Davison tritt ein und meldet, daß Talbots Worte die blinderregte Masse sehr bald beruhigt haben. „Es wirkt un-
gemein dramatisch, daß der Zwang des Volkswillens, auf den Elisabeth sich vorher so geffentlich berief, in dem Augenblick verschwunden ist, wo sie seiner Stütze bedarf.“ ²⁾

Da nun diese Deckung auch fehlgeschlagen, sucht sie in gewissenloser und feiger Weise Davison für das gehässige der That verantwortlich zu machen. Sie übergibt ihm das Schriftstück ohne deutliche und bestimmte Willensäußerung, indem sie die Vollstreckung sowohl als auch die Nichtvollstreckung des Urteils seinem verantwortlichen Ermessen überläßt. Hätte noch irgend ein Zug das Bild der Regentin entstellen können, so ist es dieses frevelhafte, grausame Spiel mit dem Gewissen ihres

¹⁾ M. St. IV. 10. —. ²⁾ Bellermann 218.

Diener's, der, jung und in den Künsten des Hofes unerfahren sich an den eintretenden Burleigh wendet:

„Ich soll's vollziehen — soll es nicht

Vollziehen lassen — Gott!

Weiß ich, was ich soll?“¹⁾

Burleigh aber entreißt ihm das Schriftstück, und nun gibt es kein ritardando mehr, nun ist die Katastrophe in Marias Schicksal besiegelt.

Ganz der Geschichte folgend hat Schiller auch das beständige Schwanken Elisabeths vor der Unterzeichnung des Blutbefehls, sowie das frenetische Spiel mit Davison gezeichnet. Nach Cambden, sowie nach Rapin und Robertson zeigte sie vor dem verhängnisvollen Schritt die höchste Unruhe, Bewegung und Angst und sprach mit vielem Nachdruck vor sich hin: Aut fer, aut feri; ne feriare, feri! Als sie sich endlich entschlossen, da war Davison das Werkzeug zur Vollenbung der Komödie. Er war erst kurz vorher zum Staatssekretär ernannt worden, und die Vermutung, man habe ihn nur deshalb in jene Stellung gebracht, um alle Schuld wegen Marias Hinrichtung auf ihn wälzen zu können, ist nicht unwahrscheinlich.²⁾

¹⁾ M. St. IV. 12.

²⁾ „Inter has anxias cogitationes, quae Reginam adeo sollicitam et ancipitem habuerunt, ut solitudine gauderet sine vultu, sine voce subinde proderet et saepius suspirans, „aut fer, aut feri“, et ð nescio quo emblemate, „ne feriare, feri“ sibi immurmuraret; Davisono ð Secretariis, alteri, literas sua manu signatas tradit, ut sub magno Angliae Sigillo Mandatum, de supplicio sumendo, conficeretur, quod in promptu esset, si quid periculi tempore illo formidoloso ingrueret“ etc. Cambden 476.

Vergl. dazu auch Robertson II. 178 und Rapin 415, welcher letzterer auch vorstehende Vermutung ausspricht: „Peu de temps avant le jugement de la Reine d'Ecosse, il avait été fait Secrétaire d'Etat et il y a beaucoup d'apparence qu'il ne fut mis dans ce poste que pour le faire tomber dans le piège et pour le rendre responsable de la mort de Marie.“

Das charakteristische Merkmal des ganzen vierten Aktes ist Überraschung, Aufregung, Spannung. Die Mortimerhandlung hat ihre Katastrophe erreicht, die Haupthandlung eilt der ihrigen unaufhaltsam entgegen; es handelt sich nicht mehr darum, ob, sondern wie Maria sterben wird. So ist das Interesse am Schluß des vierten Aktes wiederum vollständig auf die Hauptperson konzentriert, die, obgleich sie gar nicht handelnd aufgetreten ist, an Teilnahme und Sympathie ungemein gewonnen hat. Die Charaktere werden vertieft und neue Züge hineingebracht. Mortimer ist im Tode noch der sinnliche Schwärmer, der, als er „das schönste Weib der Erde“ nicht retten kann, wenigstens für dasselbe sterben will.

In ganz eigenartiger Beleuchtung erscheint Leicester; der Feigling erhebt sich zu einer Energie des Handelns, die überrascht. Trotzdem vermag die an sich großartige Reckheit und Frechheit, mit der er Mortimer verhaften läßt, ebensowenig, wie die schlaue Art, mit der er die ihm in die Hand gespielten Fäden der Intrigue führt, uns mit seiner Doppelzüngigkeit, seinem Wankelmuth und seiner Schwäche ästhetisch zu versöhnen.

Das Bild der „königlichen Heuchlerin“ erhält den tiefsten Schatten; ihr zweideutiges Benehmen, ihre List und Verstellung, ihre selbstsüchtigen Zwecke und rein persönlichen Motive, alles dieses sind Züge, die in das Charakterbild, das der Dichter von ihr entwirft, vorzüglich hineinpassen. Und wie sie selbst, die königliche Heuchlerin, „semper eadem“ bleibt, so ist auch Schillers Kunst, wie in den vorhergehenden Akten, so auch in diesem „semper eadem“, immer großartig, immer bewunderungswürdig.

„Der fünfte Akt hebt sich,“ wie Kühnemann so schön sagt, „mit tiefem, großem Klange von dem vierten ab. Alles unruhige Streben endet; die stille, erhabene Fassung des reinen Geistes bleibt im Angesicht des Todes als die letzte Zuflucht

der Verlorenen.“¹⁾ Es ist wiederum ein äußerst glücklicher Zug des Dichters, das edle Charakterbild der königlichen Dulderin, so wie es sich jetzt gestaltet hat, aus den Äußerungen der um sie trauernden Personen gleichsam aufzubauen, bevor sie selbst erscheint. Das Gespräch der treuen Kennedy mit dem alten Haushofmeister Melvil,²⁾ der gekommen ist, „den letzten, ew'gen Abschied von seiner Königin zu nehmen,“³⁾ entrollt in glücklichster Weise die Vorgänge der Nacht.

Der „fürchterliche Wechsel“ von der Hoffnung auf Leben zur Gewißheit des Todes ist geschehen und der Tag der Hinrichtung angebrochen. „Kein Merkmal bleicher Furcht“ hat sie gezeigt, „kein Wort der Klage“ hat sie geäußert, nur der Verrat Leicesters und das Schicksal Mortimers haben ihr Tränen entlockt. Ihr Testament ist gemacht, ihre Abschiedsbriefe geschrieben, und der „letzte Schlaf“ erquickt sie. Das Erscheinen der Margareta Curle benützt der Dichter zunächst als erstes Zeugnis für Marias Unschuld an der Verschwörung Babingtons; zugleich ist sie die Vermittlerin des Schauplazes der Hinrichtung. Wie Goethe im Egmont, so entzieht Schiller in der Maria Stuart die Hinrichtung wohl unsern Blicken, nicht aber unserer Phantasie.

Als alle Kammerfrauen versammelt sind, da erscheint Maria selbst, umflossen von dem ganzen Glanze rührender Schönheit und königlicher Erhabenheit. In weißem, wallendem Gewande, auf dem Haupte das Diadem der königlichen Würde, in der Hand ein Kreuzifix und am Halse als einzigen Schmuck an

¹⁾ Kühnemann 517.

²⁾ Hume erzählt folgende rührende Szene: „Als Maria durch eine Halle zum Blutgerüst geht, sieht sie ihren alten Hausmeister Melvil da stehen, der sich ihr zu Füßen wirft und in Tränen ausbricht. Maria tröstet ihn und sagt ihm mit einem Ruffe Lebewohl.“

³⁾ Vergl. Hume 139.

schlichter Kette ein Agnus Dei so tritt sie ein. Welch ein Gegensatz zwischen diesem und ihrem letzten Auftreten! „Sie fühlt die Krone wieder auf dem Haupt,

Den würd'gen Stolz in ihrer edlen Seele,“ ¹⁾ und, als habe sie alle Fesseln irdischer Schwächen abgestreift, ist ihre sittlich verklärte Seele glücklich in der Aussicht auf „die ew'ge Freiheit“. „Den Menschen adelt, den tiefgesunkenen, das letzte Schicksal.“ ²⁾ „Nicht weil der Tod das Ende einer unwürdigen Daseinsweise ist, sondern weil sie sterben will, um diesem Dasein ein Ende zu machen“ ³⁾, deshalb adelt der Tod die tiefgesunkene Königin.

Rührend ist die Sorge Marias um ihre treuen Diener, echt königlich der Wunsch, daß dieselben England verlassen sollen, „damit der Briten nicht sein Herz an ihrem Unglück weide, nicht die im Staube seh', die ihr gebiet,“ ⁴⁾ zartfühlend die Verteilung ihres Vermächtnisses, erschütternd das letzte Lebewohl, das sie jeder einzelnen zurnst, und dennoch klingt aus dem Schmerz ein Ton des Glücks, das selige Bewußtsein, geliebt zu werden. „Ich bin viel gehasset worden, doch auch viel geliebt.“ ⁵⁾ Alles Zeitliche ist nun berichtigt; nur eines noch beklemmt ihre Seele „Versagt ist mir der Priester meiner Kirche.“ ⁶⁾

Es ist eine der schönsten Erfindungen Schillers, daß die nach den Heilmitteln ihrer Kirche schmachtende Maria dieser Gnade auf wunderbare Weise gewürdigt wird. Wie sehr hat Schiller hier die Geschichte veredelt! Nach Brantôme, dem Urchenholz folgte, hielt Maria das Abendmahl mit einer vom Papst Pius V. ihr geschickten Hostie, die sie auf diesen Notfall sich aufbewahrt hatte; ihre Beichte mußte sie schriftlich ihrem

¹⁾ M. St. V. 6. — ²⁾ Ebenda V. 6. — ³⁾ Gaudig 94. — ⁴⁾ M. St. V. 6. — ⁵⁾ Ebenda V. 6. — ⁶⁾ Ebenda V. 7.

Almosenier ablegen. Bei Camdden schreibt sie ihm, er möge für sie beten.¹⁾

Es ist bekannt, wie vielfach und wie verschiedenartig diese Szene beurteilt worden ist, sowohl von Katholiken, als auch von Protestanten. Jene sahen darin eine Verhöhnung ihrer Religion, diese eine parteiische Verherrlichung des Katholizismus. Daher gibt es denn auch Bühnen, auf denen diese herrliche, zur Ökonomie des Stückes ganz unentbehrliche Szene weggelassen wird. Um zu einer richtigen, ästhetischen Würdigung derselben zu gelangen, muß man sie, meines Erachtens, in Beziehung setzen zu der vierten Szene des ersten Aktes, zu dem ersten Schuldbekenntnis Marias.

Auch dort bewies sie volle Erkenntnis ihrer Schuld, erkannte mit Schaudern und tiefer Reue die böse, finstere That, aber sie war noch weit davon entfernt, ihren Tod zu wollen. Die Leidenschaft, der Freiheitsdrang, die Lebenslust waren noch zu mächtig in ihr, wie dies denn besonders in der Partyszene zum Ausdruck kommt. Wie sehr aber hat sich jetzt ihr Charakter vertieft! Sie bekennt nicht nur „die Rachegeanken, die in ihrem Busen tobten“²⁾, die Eitelkeit ihrer Liebe zu Leicester, die frühere Blutschuld, die Teilnahme am Morde ihres Gatten, sondern sie erkennt auch die Sühnkrast ihres Todes

„Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod

Die frühe, schwere Blutschuld abzubüßen.“³⁾

Gewiß, unverdient ist ihr Tod, denn wenngleich „sie alle Fürsten aufgeboten, sie aus unwürd'gen Banden zu befreien,“⁴⁾ so hat sie doch nie, und sie versichert es im Angesichte des Todes — „durch Vorsatz oder That das Leben ihrer Feindin angetastet.“⁵⁾ Aber dennoch ist es kein Fatum, das den Tod

¹⁾ Brantôme 88; Camdden 489. — ²⁾ M. St. V. 7. — ³⁾ Ebenda V. 7. — ⁴⁾ Ebenda V. 7. — ⁵⁾ Ebenda V. 7.

über sie verhängt, sondern die Gnade Gottes, die ihr durch die freudige Unterwerfung unter die ungerecht-gerechte Strafe Gelegenheit zur Buße darbietet.

„Das also ist das punctum saliens der Tragödie, das die dramatische Tat, auf welche die Handlung zueilt und durch welche sie gelöst wird.“¹⁾ Wenn dann der Priester kraft seiner Gewalt sie von ihren Sünden losspricht, wenn endlich die „Versöhnung durch die Spendung des Abendmahls besiegelt wird, so ist dies wieder eine von jenen Erfindungen, denen jeder selbst gewachsen zu sein glaubt, weil sie so vollkommen natürlich sind, weil die Lösung der Aufgabe als die einzig mögliche gute erscheint, und welche zu machen es doch nichts Geringeren bedarf, als des höchsten Genies.“²⁾

Der Dichter hat die Szene so würdevoll, mit solch heiligem Ernste dargestellt, daß sie die feierlichste der ganzen Tragödie ist. Und dann will man von Profanation reden! Wie ferne dieses unserm Schiller lag, das beweisen schon seine Ausführungen in der Abhandlung „Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet“. Allerdings ist die Darstellung dieser Szene auf dem Theater, wo nur selten ebenbürtige Kräfte des Dichters Gedanken verkörpern, äußerst schwierig, und die leiseste Störung der Illusion ist da nicht bloß Störung des ästhetischen, sondern auch des religiösen Gefühls.“³⁾ Im allgemeinen aber ist meiner Ansicht nach die Szene auch auf der Bühne berechtigt, denn warum „sollte von allen ewigen Gütern nur die Religion von der Kunst ausgeschlossen sein?“⁴⁾ Hoffmeister bemerkt dazu, daß Schiller einst Herder gefragt habe: „Sagen Sie, soll diese Szene das religiöse Gefühl verletzen können?“ — „Erwecken können — so sollten Sie gefragt haben,“ erwiderte Herder,

¹⁾ Fielitz 66. — ²⁾ Ebenda 67. — ³⁾ Ebenda 67. — ⁴⁾ Hoffmeister 258.

„und ich würde mit Ja geantwortet haben.“¹⁾ Schiller betrachtete die katholische Religion nur von ihrer poetischen, ihrer ästhetisch-symbolischen Seite, das steht fest, doch durch die „edle sinnliche Einkleidung,“ die er ihr an dieser Stelle gegeben, ist die Verwendung auch wahrhaft dramatisch geworden.

Daß der Dichter aber hier, wie überhaupt im ganzen Drama, keine katholischen Interessen vertreten wollte, liegt eben so klar auf der Hand. Dieser Ansicht huldigt besonders Julian Schmidt, der in seiner „Geschichte der deutschen Literatur seit Lessing“ die Maria Stuart einer Kritik unterzieht, die wiederum schlagend beweist, welch ein schlechter Beurteiler Schillers er ist. Er meint, der Dichter habe in den beiden Königinnen die beiden Konfessionen, die katholische und die protestantische, verkörpern wollen, doch sei die Phantasie des Dichters auf Seiten des Katholizismus; hier werde alles beschönigt, während vom Protestantismus nur die Nachtseite erscheine.²⁾ Ist es schon an sich ein albernes Unterfangen, Schiller für irgend eine bestimmte Form des positiven Christentums in Beschlag zu nehmen, so läßt die Kritik der Stuart denn doch eine „Intoleranz durchblicken, der alle fünf Sinne durchgehen, sobald sie Beute zu wittern vermeint.“³⁾

Andere wiederum sind ganz der entgegengesetzten Ansicht und behaupten, „das Drama drücke den tragischen Widerstand und Untergang der katholischen Welt gegen die schon hoch und übermütig gewordene protestantische Welt aus.“⁴⁾ Es ist nicht zu leugnen, daß der Dichter den katholischen Kultus mit herrlichen Farben geschildert hat⁵⁾, aber es ist doch stets nur die äußere Seite der Religion, die er schildert, und diese hat für ihn nur ästhetischen Wert. Auch berührt er allerdings eine

¹⁾ Hoffmeister 258. — ²⁾ Julian Schmidt 219. — ³⁾ Fichte 14.
— ⁴⁾ R. Grün 713. — ⁵⁾ Vergl. den Bericht Mortimers I. 6.

Anzahl katholischer Lehren, aber ein Katholik wird gewiß keine Verherrlichung seiner Religion darin finden, wenn Schiller das Recht zum Königsmord, die Konsekration außerhalb der Messe u. a. als katholische Lehre anführt.

Anderseits darf man auch nicht annehmen, daß Schiller Seitenhiebe auf diese führen wollte, nein, dazu war er zu edel, zu gewissenhaft. Niemals setzte er den Schein über das Sein, sondern bemühte sich stets, durch den Schein das Wesen zu erklären. Übrigens ist der Vorwurf der Parteilichkeit schon dadurch leicht zurückzuweisen, daß der Protestantismus in dem edlen, milden Talbot, dem pflichtstrengen Paulet würdige Vertreter hat. Und ist nicht Mortimer, der wahnsinnige Fanatiker, ein Katholik? Wie töricht also ist es, Schillers Glaubensbekenntnis in solchen Stellen sehen zu wollen; er griff eben hinein ins „volle Menschenleben“ und holte heraus, was ihm für seine dichterischen und künstlerischen Zwecke brauchbar schien.¹⁾

Doch nun zurück zu Maria Stuart. „Alles Irdische ist von ihr abgesunken, doch das Schwerste bleibt noch, der letzte Blick in die blühende Welt der Liebe.“²⁾ Burleigh hat ihre letzten Wünsche entgegengenommen: ihre Diener nach Frankreich zu entlassen, ihr Herz nach dort zu übermitteln und der Königin von England ihren schwesterlichen Gruß zu überbringen. Auch das letzte Geleit durch ihre treue Dienerin wird ihr zugestanden, da plötzlich fällt ihr Blick auf Leicester. Wie vernichtend muß er den Wortbrüchigen, den Verräter treffen!

Maria zittert, da sie so plötzlich und unerwartet dem gegenübersteht, den sie mit ihrer „Liebe beglücken wollte“ — Doch es ist nur ein physischer, kein moralischer Schwächeanfall. Ihre vorwurfsvollen und doch wieder verzeihenden Worte be-

¹⁾ Vergl. hierzu Moser: Christentum und Kirche in den Werken Schillers 519. — ²⁾ Kühnemann 519.

weisen, daß sie die Liebe zu Leicester völlig überwunden, daß sie, losgeschildt von aller menschlichen Leidenschaft, frei von menschlichem Hoffen und Wünschen, eine verklärte Siegerin ist. Wie man darin eine Liebeserklärung hat sehen wollen, ist mir unverständlich; jedes Wort beweist doch, daß Maria sich in eine Sphäre erhoben hat, in die irdische Liebe nicht mehr hineinreicht.

Diese Höhe der Seele, diese Größe der Gefinnung vernichtet den feigen Lord vollständig. Scham über seine Erbärmlichkeit und die von neuem erwachte Liebe wühlen in seiner Brust. . . . „Was hab' ich verloren! Welche Perle warf ich hin! Welch Glück der Himmel hab' ich weggeschleudert!

— Sie geht dahin, ein schon verklärter Geist,

Und mir bleibt die Verzweiflung des Verdamnten.“¹⁾

Doch, wozu ist er gekommen? Ihr Haupt fallen zu sehen und dadurch Elisabeths Gunst wiederzugewinnen —

„Verstumme, Mitleid, Augen werdet Stein!

Ich seh' sie fallen, ich will Zeuge sein!“²⁾

Aber es ist umsonst, der Hölle Grausen ergreift ihn, er kann das Schreckliche nicht schauen. „Hinweg, hinweg“, deshalb „aus diesem Haus des Schreckens und des Todes!“³⁾ — Aber ach, die Türen sind verschlossen, er kann nicht entfliehen; alle die furchtbaren Stadien der Hinrichtung muß er mit durchleben, bis mit der letzten Phase derselben, dem verhängnisvollen Schlag, auch er ohnmächtig niedersinkt.

Wie im Wallenstein die Ermordung, so ist in Maria Stuart die Hinrichtung unsichtbare Handlung, hier vermittelt und doppelt graufig gestaltet durch Leicesters Gewissensqualen. Der Monolog ist ein großartiges, erschütterndes Bild innerer Vernichtung, zu dem Wischer bemerkt: „Der Maler mag wohl einen Lord Leicester darstellen, wie er verdammt ist, Moment

¹⁾ M. St. V. 11. — ²⁾ Ebenda V. 11. — ³⁾ Ebenda V. 11.

für Moment den Hinrichtungsakt der Maria Stuart sich zu vergegenwärtigen, man mag ihm den furchtbaren Vorgang in seinem Innern ansehen; aber wie ganz anders wirkt die Szene, wenn der Dichter durch seine Mittel uns zwingt, mit Leicester aus den dumpfen Lauten, die er vernimmt, uns das Bild des Gräßlichen zu erzeugen, das ungesehen von unserm physischen, wohl gesehen von unserm geistigen Auge vor sich geht.“¹⁾

Die Vertreter der Effecttheorie möchten in dieser Szene gern den Abschluß des ganzen Dramas sehen, und es ist nicht zu leugnen, sie wäre ein wirkungsvolles Exordium. Schiller aber, der das vollkommen Künstlerische stets dem Effect vorzog, mußte, daß die nun folgenden Szenen nicht ausbleiben durften. Die Gesamtanlage des Stückes verlangte diesen zweiten Teil; der poetischen Gerechtigkeit mußte auch in Elisabeth Genüge geleistet werden.

Der kurze Monolog führt sie uns vor, von fieberhafter Unruhe gepeinigt. „Ist es geschehen? Ist es nicht?“ Diese beiden Fragen spannen sie auf die Folter der Erwartung. Ein Page bringt die Nachricht, die ersehnte, daß Burleigh und Leicester „vor Tagesanbruch eilfertig und geheimnißvoll die Stadt verlassen.“²⁾ Jetzt ist sie ihrer Sache gewiß, und triumphierend ruft sie aus:

„Ich bin Königin von England!“

Jetzt endlich hab' ich Raum auf dieser Erde!“³⁾

Doch plötzlich erfäßt sie die Angst ihres Schuldbewußtseins mit wilder Gewalt, erhöht noch durch die Furcht vor der öffentlichen Meinung, aber ebenso plötzlich greift sie auch zu dem gewohnten Mittel der Verstellung. „Es soll an Tränen mir nicht fehlen, die Gefallene zu beweinen.“⁴⁾

¹⁾ Bischof: Ästhetik III. 1174. — ²⁾ M. St. V. 12. — ³⁾ Ebenda V. 12. — ⁴⁾ Ebenda V. 12.

Sie sendet nach Davison, nach Shrewsbury. Letzterer erscheint schon aus eigenem Antrieb und bringt das letzte Zeugnis für Marias Unschuld, die Bestätigung ihrer eigenen Erklärung in der Beichtszene. „Das, was Curle gegen sein eigenes Zeugnis im Wahnsinn zeugt, vor allem aber dieser Wahnsinn selbst, zerstören die Grundlage des ganzen gegen Maria geführten Prozesses. Der Ankläger Marias ist ihr Verteidiger und sein Selbstankläger geworden.“ ¹⁾ Zugleich wird diese Aussage zum furchtbaren Strafgericht an Elisabeth selbst, indem es ihr nun nicht mehr gelingen kann, den Tod ihrer Feindin der Nachwelt als ein gerechtes Urtheil darzustellen. Mit der Virtuosität der Heuchlerin führt sie jedoch ihr Spiel zu Ende und belastet den verzweifelnden Davison mit der ganzen Verantwortlichkeit. Shrewsbury aber durchschaut die Komödie „Ich sehe, o mein Gott“ ²⁾ und scheinbar auf dieselbe eingehend spricht er die für Elisabeths Ruf so vernichtenden Worte:

„Vor den Richterstuhl der Peers muß er
Gefordert werden, weil er Deinen Namen
Dem Abscheu aller Zeiten preisgegeben.“ ³⁾

Davison wandert in den Tower, Burleigh, der als das einzige Ziel seines ganzen politischen Lebens die Hinrichtung Marias verfolgt hatte, wird vom Hofe verbannt, alles nur um des Scheines willen, um der Welt zu zeigen, sie verurteile die gewaltthätige Handlung. ⁴⁾ Hilfesuchend streckt sie nun ihre Hand

¹⁾ Gaudig 105. — ²⁾ M. St. V. 13. — ³⁾ Ebenda V. 14. —

⁴⁾ „Elisabeth sentait qu'elle faisait une action très condamnable et elle la rendait encore plus odieuse en voulant tromper le monde, qu'elle ne trompa point, en affectant de plaindre celle qu'elle avait fait mourir, en prétendant qu'on avait passé ses ordres et en faisant mettre en prison le secrétaire d'état qui avait, disait-elle fait exécuter trop tôt l'ordre signé par elle-même.“ Voltaire IV. 54.

dem weißen Talbot entgegen, doch der Greis mag seines Amtes nicht mehr walten,

„Seine grade Hand, sie ist zu starr,
Um ihre neuen Taten zu versiegeln.“¹⁾

Und noch ein Schlag soll die Vereinsamte treffen: „Graf Leicester komme her“²⁾ — doch nein, auch er kehrt nicht zurück. „Der Lord läßt sich entschuldigen, er ist zu Schiff nach Frankreich.“³⁾

So schließt der fünfte Akt, den Madame de Staël „une situation décidée“⁴⁾ nennt. Er bringt die Katastrophe: „Maria's Verklärung, Elisabeth's Vereinsamung, Burleigh's Verbannung, Leicester's Flucht.“ Dazu dieser prachtvolle Kontrast in dem Schicksale der beiden Königinnen. „Jene (Maria) steigt zur Läuterung auf und entbehrt keine irdischen Güter mehr; diese (Elisabeth) verliert die irdischen Güter, an denen sie hängt.“⁵⁾

Die Szenen des letzten Aktes sind größtenteils Erfindungen Schillers, dennoch hat er so viel Historisches hineingezogen, daß man nicht weiß, was man mehr bewundern soll, die geniale freie Erfindung oder die Kunst der Verwertung historischer Tatsachen und Beziehungen. Die Schilderung von Maria's Todesgang hat der Dichter größtenteils Cambrden und Rapin entnommen, auch Brantôme und Archenholz wurden benutzt.

Alle stimmen darin überein, daß Maria mit echt königlicher Würde und Fassung, ja mit Freude, in den Tod gegangen, daß sie ihrem Glauben und ihren Prinzipien treu ge-

¹⁾ M. St. V. 14. — ²⁾ Ebenda V. 14. — ³⁾ Ebenda V. 14. —
⁴⁾ Mad. de Staël 252. — ⁵⁾ Scherer 600.

blieben bis zum letzten Atemzuge.¹⁾ Auch in kleineren Einzelheiten schließt Schiller sich eng an seine Quellen an, ohne jedoch dadurch seine dichterische Freiheit einschränken zu lassen. Wo die in Gefahr kam, da brachte er alle Historie zum Opfer, und eben darin liegt seine dichterische Größe.

Auch das heuchlerische Spiel Elisabeths mit Davison fand Schiller in seinen Quellen. Rapin erzählt, daß sie bei der Nachricht von Marias Hinrichtung ein großes Mißfallen bezeigt hätte. Sie sei in Tränen und Klagen ausgebrochen, habe ihre geheimen Räte aus ihrer Gegenwart verjagt und befohlen, eine Untersuchung gegen dieselben anzustellen. Besonders aber befahl sie, daß gegen Davison vorgegangen werde.²⁾

¹⁾ Prodiit illa statura, forma et specie ad Majestatem apposita, vultu hilari, habitu matronali et perquam modesto, capite linteo velo eodemque demisso oblecto, globulis precatoriis ante cingulum dependentibus et crucifixum eburneum in manibus gestans. In porticu exceperunt illam comites et nobiles alii, ubi Melvinus (Melvil) famulus genibus flexis sortem suam deploravit, quod ille tristissimum nuntium de infelice Dominae suae fato, in Scotiam perlaturus esset. Illa hominem consolata, „Ne lamenteris“ inquit „potius laeteris, tu Mariam Stuartam omnibus curis solutam statim videtis. Nunties me in religione mea constantem, in fide erga Scotiam et Galliam firmam mori. Ignoscat illis Deus, qui sanguinem meum, ut cervi fontem, sitierunt etc. „Jam, facie linteo obvelata, et procumbens, recitat Psalmum: In te Domine confido, ne confundar in aeternum. Deinde corpus protendenti saepiusque iteranti: „In manus tuas, Domine, commendo spiritum meum,“ caput geminato ictu amputatur, Decano exclamante: Sic pereant Reginae Elisabethae hostes, Cantii comite succinente, multitudine ingemisciente etc. Cambden 478 ff.

Bergl. dazu auch Rapin 416, Brantôme 95 ff. und Archenholz 117 ff.

²⁾ „La nouvelle de cette exécution ayant été portée à Elisabeth elle en témoigna un extrême déplaisir. Les soupirs, les larmes, les regrets, les lamentations furent les marques qu'elle donna de son

Es erübrigt noch, einige Worte über den Charakter Elisabeths zu sagen, der nach der Auffassung vieler Literarhistoriker nicht der geschichtlichen Wahrheit entsprechen soll. Allerdings kann nicht geleugnet werden, daß Elisabeth unter den Herrschern Englands einen hervorragenden Platz einnimmt, da sie in der stürmisch bewegten Zeit „wie ein Mann und wie ein König“ mit Energie und Klugheit das Staatsruder geführt hat, aber ebenfowenig darf vergessen werden, daß auf ihre Herrschertugenden auch dunkle Schatten fallen.¹⁾ Immerhin hätte die Geschichte den Dichter auf eine würdigere Behandlung führen können. Rapin liefert eine Menge von Zügen, mit denen Schiller das Charakterbild Elisabeths hätte ausstatten können.

Er bezeichnet sie als eine geistreiche Frau mit festem, gesundem Urteil; er hebt ihr großes staatsmännisches Geschick hervor, ihre Kunst, sich beim Volke beliebt zu machen, die Finanzen gut zu verwalten u. a. mehr. Nachdem er dann anderseits ihre Heuchelei und ihren Geiz hervorgehoben, und ihr ungerechtes Vorgehen gegen die Schottenkönigin getadelt, nennt er sie zum Schluß wieder „l'illustre reine“, die viele Tugenden und wenig Fehler gehabt, eine Herrscherin, die es verstanden, ihr Volk glücklich zu machen.²⁾

affliction qui paraissait démesurée. Elle chassa les Conseillers privés de sa présence et ordonna qu'ils fussent examinés dans la Chambre Etoilée et que Davison fût poursuivi criminellement pour sa désobéissance.“
Rapin 416.

Vergl. dazu Archenholz 135 ff.

¹⁾ „L'Europe eut en horreur sa cruauté et sa dissimulation. On estima son règne mais on détestait son caractère.“ Voltaire IV. 54.

²⁾ „Elisabeth avait beaucoup d'esprit et un jugement naturellement droit et solide . . . Rien ne marque mieux la capacité que l'adresse avec la quelle elle sut se démêler de tous les embarras que

Warum hat Schiller nun diese Züge nicht an seiner Elisabeth hervortreten lassen, warum hat er sie in solch schwarzen Farben geschildert?

Um dem Dichter gerecht zu werden und ihn von dem Vorwurf der Parteilichkeit freizusprechen, muß man festhalten, daß er keine politische, sondern eine rein menschliche Tragödie schreiben wollte. Wenn er nun in seiner Hauptheldin, in Maria, nicht die Königin, sondern das Weib darstellte, wie durfte er da ihre Gegnerin mit Herrschertugenden zieren und in ihr die Königin hervortreten lassen?

Schiller hat es in dieser Tragödie nur mit rein Menschlichem zu tun gehabt,¹⁾ und wer wollte es ihm verdenken, daß er große Gegensätze, die sich tatsächlich vorfanden, in den beiden Frauen scharf herausgearbeitet hat. War leichtfinniges, harmloses Vertrauen ein Hauptcharakterzug der Schottenkönigin, so war Heuchelei ein Grundzug des Charakters der Herrscherin Englands, ein Zug, der besonders in ihren Beziehungen zu der

ses ennemis lui susciterent, surtout quand on considère quels étaient ces ennemis Elle avait trois maximes qu'elle posa pour fondement de sa conduite et dont elle ne s'écarta jamais: de se faire aimer de son peuple, de bien ménager les finances, d'entretenir la division parmi ses voisins Elle fait grand usage de la dissimulation je ne veux pas disconvenir qu'il n'y ait eu quelque excès dans son économie Quant à la mort de la Reine d'Ecosse il faut reconnaître franchement qu'elle sacrifia l'équité, la justice et sa propre conscience à sa sûreté. Elle employa une infinité de ruses et d'artifices pour avoir un prétexte de rendre la prison de cette reine perpétuelle Elle a été une bonne et illustre reine ayant beaucoup de vertus et de bonnes qualités et peu de défauts. Mais ce qui doit, sur toutes choses, la faire estimer c'est qu'elle a fait jouir les Anglais d'une félicité inconnue à leurs ancêtres sous la plupart des rois ses prédécesseurs."

Rapin 492 ff.

¹⁾ Vergl. Allgem. dtsh. Biographie Bd. 31 Seite 238.

Gegnerin markant hervortritt. Zudem triumphiert Elisabeth ja auch als Königin über die Königin, da sie Maria aufs Schafott bringt, während das Weib Elisabeth in der Partizäne moralisch vernichtet wird.

Auch die Verdienste Elisabeths als Herrscherin werden gelegentlich berührt und hervorgehoben, wenngleich anderseits dieses Lob meistens aus ihrem eigenen Munde ertönt und ihr Selbstbewußtsein, ihre Selbstbespiegelung und Eitelkeit dadurch noch klarer zu Tage tritt. „Und wenn man dann in den Geschichtsbüchern liest, welches Gewebe von Treulosigkeit und Heimtücke, Bosheit und Lüge notwendig war, um die Freilassung hinzuschleppen, bis das unglückliche Weib zu dem äußersten Schritt getrieben wurde so wird einem die politisch angesehene, so große Königin von England, vom Standpunkt der Moral und Humanität aus betrachtet, zu jenem niedrigen Charakter, wie er sich unserem Dichter dargestellt hat.“¹⁾ Jedenfalls kann man Schiller kühn von dem Vorwurf der Parteilichkeit freisprechen, ohne selbst parteiisch zu erscheinen.

Um Schillers Stellung zu seinem Stoffe in der Maria Stuart zu verstehen, um die Tragödie sowohl in der Reihe seiner großen Dramen wie überhaupt als Literaturdenkmal richtig zu würdigen, ist es, wie gesagt, nötig, seinen dichterischen Intentionen nachzugehen und die besonderen Absichten zu erforschen, welche er mit diesem Drama verfolgte.

Wie Schillers größtes und erhabenstes Werk, der Wallenstein, so ist auch Maria Stuart ein Bild des Lebens, nicht ein so großartiges wie jenes, „das in die ganze Welt der politischen und militärischen Existenzen mit dem kühnsten Griffe hineinschßt. Maria Stuart hat nicht die gleiche Fülle, nicht solche Macht

¹⁾ Burggraf 330.

der unmerklich unentrinnbaren Schicksalsgewalt. Etwas mehr Bewußtes drängt sich ein.“¹⁾ aber dennoch bedeutet das Werk einen Fortschritt gegenüber dem Wallenstein, nicht einen Fortschritt der Ideen, „denn an Tiefe der Gedanken steht dieses Drama unerreicht da, aber einen Fortschritt in der Handhabung der reinen Kunstform. Das Ideal der schönen Form ist erreicht: „Freiheit in der Erscheinung.“²⁾

Auch in der Maria Stuart tut „das Leben selber in seinen tragischen Gründen sich auf, und menschliches Dasein wird in der Wahrheit seiner Antriebe beleuchtet. Wir sehen es in seiner Süßigkeit, in seinem unausrottbarem Verlangen, seinem Sich-Aufbäumen, der spät und schwer errungenen Beruhigung.“³⁾ Schiller bleibt eben überall Schiller, der Dichter großer Weltverhältnisse; auch in der Maria Stuart wird alles zufällige historische ins Typische umgesetzt, und doch kann man ihm nirgendwo den Vorwurf machen, er habe in wesentlichen Stücken Geschichte gefälscht.

Allerdings verlaufen auch hier die Ereignisse nicht in der attennmäßigen Folge, wie sie sich in der Geschichte zugetragen haben, allerdings kommen kleine Verstöße und Unwahrscheinlichkeiten vor in Behandlung von Ort und Zeit, aber nirgendwo stößt man auf eine Unmöglichkeit der Thatfachen. „Alle Geschichte verläuft eben so undramatisch wie nur möglich, und wollte jemand versuchen, aus lauter beglaubigten historischen Thatfachen ein Drama zusammenzuleimen, er würde schon an der ersten Einteilung der Akte scheitern.“⁴⁾

Auch die innere Wahrheit der Charaktere hat Schiller nirgendwo verletzt; er hat nicht alles benutzt, was die Geschichte bot, hat idealisiert, wo die Kunst es erforderte, hat intensivere

¹⁾ Kühnemann 519 ff. — Wygram 99. — ²⁾ Kühnemann 520.
— ⁴⁾ W. d. Pfordten 99.

Farben aufgetragen, wo Kontrastwirkungen herzustellen waren, und das war nicht nur sein heiliges dichterisches Recht, sondern seine heilige Pflicht. Schon Lessing hatte gesagt: „Nichts darf sich in den Charakteren widersprechen, sie müssen immer einförmig, immer sich selbst ähnlich bleiben, aber sie dürfen sich jetzt stärker, jetzt schwächer äußern, je nachdem die Umstände auf sie wirken.“¹⁾

Die absolute Wahrheit, d. h. das, was historische Personen in bestimmten Momenten empfanden und taten, wird einem meist ewig verborgen bleiben; die Wissenschaft gibt im besten Falle nur seine Bemerkungen, Untersuchungen, Urteile über die Charaktere; „will man überhaupt etwas davon ahnen, so darf man nicht den Forscher fragen, sondern muß einem Dichter folgen, der durch Intuition zu ersetzen sucht, was dem Wissen nicht gelingen kann.“²⁾ Daher nennt denn auch Frey- mann mit Recht die dramatische Poesie „ein vertieftes Spiegel- bild der Geschichte eines Volkes, da sie in ihrer Behandlung alles Menschlichen die charakteristischen, in den geschichtlichen Verhältnissen als Thaten hervortretenden Züge desselben in geläuterter Darstellung zur Anschauung bringt.“³⁾

Die Charaktere in der Stuart sind durchaus einheitlich, meist biographisch gezeichnet; man lernt ihre Seele aus ihrer Geschichte verstehen. Aber es ist auch hier wiederum stets dabei zu beachten, daß das Allgemein-Menschliche zur Darstellung ge- bracht werden soll und die Geschichte nur die Einkleidung liefert. „Darin eben liegt ja die Kunst des Tragikers, daß er es ver- steht, im individuellen Geschick das Weltgeschick zu spiegeln und den Mittelpunkt seines Kreises zugleich zum Mittelpunkt jener großen, konzentrierenden Kreise zu machen, welche das Schicksal

¹⁾ Hamb. Dram. 34. Stück. — ²⁾ B. d. Pfordten 99. —
³⁾ Freymann 8.

der Völker beschreibt.“¹⁾ Man beachte nur den großen, historischen Hintergrund mit seinen religiösen und politischen Bewegungen, die immer und immer wieder in die Tragödie hineinspielen, ohne doch Selbstzweck zu sein! „Es genügt Schiller eben nicht, geschichtliche Bilder um ihrer selbst willen zu zeichnen; stets wußte er sie durch die wunderbare Kraft der innern Beseelung mit den Gedanken und den Gefühlen seiner Zeitgenossen zu verbinden, und dem Jahrhundert und dem ganzen Wuchs der Zeit den Abdruck seiner Form zu zeigen.“²⁾

Wahrlich, ein dichterisches Meisterstück in jeder Beziehung, das Werk eines wahrhaft schöpferischen Geistes, dessen historisches und dichterisches Fühlen, dessen Kunstgesetze des Idealisierens und tragischen Komponierens Bewunderung verdienen.

Mit Recht nennt Hoffmeister die Maria Stuart „ein pathetisches Charakter- und Situationsstück auf ungeheurem Grunde, an welches kein anderes Schiller'sches Drama als Maßstab angelegt werden kann, welches das Gesetz der richtigen Schätzung in sich selbst trägt und ein Muster seiner Gattung ist Das Drama durchläuft in dem Gemütszustand der Maria das ganze System menschlicher Empfindungen und Affekte bis zur religiösen Erhebung; es stellt das menschliche Herz in dem weitesten Umfang seiner Regungen so wahr, nnig und zart dar, daß in dieser Hinsicht kein früheres Stück Schillers mit Maria Stuart verglichen werden kann.“³⁾

¹⁾ Gottschall 177. Vergl. dazu Müller 5, welcher sagt: „L'horizon est vaste, la scène historique est grandiose et très mouvementée, les épisodes dramatiques sont variés. Marie Stuart se trouve impliquée dans presque tous les événements, qui, à cette époque, agitaient si profondément une bonne moitié d l'Europe. Mais elle est femme, et c'est bien telle que Schiller veut la faire paraître avant tout sur la scène.“

²⁾ Schöningh 24. -- ³⁾ Hoffmeister 280 ff.



Wie stellen sich nun die Ergebnisse der neuern Forschungen zu Schillers Darstellung wie zu der landläufigen Auffassung früherer Zeit über die Schottenkönigin?

Ist sie des Gattenmordes schuldig, und mußte sie um die Pläne gegen Darnleys Leben? Hat sie ein unerlaubtes Verhältnis zu Rizzio und zu Bothwell unterhalten? Sind die Affettenbriefe echt? War sie in die Verschwörung Babingtons verwickelt, und hat sie die Ermordung von Englands Königin geplant? Diese Fragen möchten heute eine ganz andere Beantwortung finden als zu der Zeit, da Schiller seine Maria Stuart schrieb.

Über einzelne Punkte, z. B. über Marias Verhältnis zu Rizzio, hat allmählich eine nahezu allgemeine Verständigung stattgefunden. „Die meisten nebensächlichen Klatschgeschichten,“ sagt Carbauns, „mit welchen die planmäßige Verleumdung der Zeitgenossen Marias Ruf befleckte, sind preisgegeben.“¹⁾ Nur wenige billigen mehr die Schmähungen, welche selbst noch in unserem Jahrhundert ein so feiner und reicher Geist wie Froude gegen Maria schleudert, die ihm „eine Pantherin, ein reißendes Tier, eine wilde Raze“ ist, während er anderseits von dem „frommen Cecil, dem edlen, makellosen Murray“ spricht.

Es ist im Vorhergehenden gezeigt worden, daß Schiller durch seine Quellen nicht zu der Annahme gezwungen wurde, Maria mit der Schuld des Gattenmordes zu belasten. Wenn nun damals diese Sache schon zweifelhaft war, so können wir heute mit schlagenden Gründen beweisen, daß Maria Stuart nicht Gattenmörderin war.

„Die Lüge,“ so meinte einmal ein englischer Schriftsteller, „hat bereits die Reise um die Welt gemacht, ehe die Wahrheit die Stiefel angezogen.“ Ein Blick auf das Verhältnis Marias

¹⁾ Carbauns: Katholische Studien 1885, 7.

zu Darnley bietet für die Wahrheit dieses etwas drastisch klingenden Ausspruches einen leider nur zu traurigen Beleg. Seitdem Buchanan, derselbe Mensch, der einst Maria als „die Nymphe Caledoniens“ besungen, sie später in seiner „Detectio Mariae“ und in seiner „Geschichte Schottlands“ in der schmähslichsten Weise beschimpft und verleumdet hatte, ist die Ansicht von ihrer Mitschuld am Tode ihres Gemahls bis herab auf unsere Tage die vorherrschende gewesen. Buchanan bezeichnet Maria als Gattenmörderin schlechthin und behauptet, sie sei durch ehrbrecherische Diebe zu Bothwell, mit dem sie schon zu Lebzeiten ihres Gemahls gebuhlt habe, dazu getrieben worden.¹⁾

„Es unterliegt längst keinem Zweifel mehr,“ sagt Carbauns, der sich um die Aufklärung aller dieser Geschichten große Verdienste erworben hat, „daß dieser unglückliche Jüngling (Darnley), welcher in der Frühe des zehnten Februar 1567 den Tod fand, als Opfer der Abelsverschwörung gefallen ist. Den nicht beteiligten Zeitgenossen ist dieses erst langsam klar geworden, als die Eintracht der Verschworenen sich immer mehr löste und nun einer dieser Ehrenmänner den andern anklagte.“²⁾ Ganz derselben Art sind die Auseinandersetzungen M. Philippsons in der *Revue historique*, der speziell über Marias Verhältnis zu Bothwell tiefgehende Untersuchungen angestellt hat, die sich auf handschriftliche Beweise von Briefen und gerichtlichen Dokumenten stützen.³⁾ Tytler, der im dritten Band seiner *Geschichte Englands* die Frage eingehend behandelt, kommt zu demselben Resultat.⁴⁾

¹⁾ Vergl. Buchanan 597 ff. — ²⁾ Carbauns: *Der Sturz Maria Stuarts* 36.

³⁾ *Maria n'a pris aucune part active dans la conspiration contre Darnley; nous le savons par les dépositions judiciaires . . . Darnley est tombé victime non pas d'une vengeance de l'épouse outragée, mais d'une conjuration de la noblesse écossaise dirigée secrètement par Murray.*

Philippsen, Band 39, 246 ff.

⁴⁾ Tytler: *History of England* III. 238 ff.

Die Ankläger Marias stützen sich zum Teil auf die Tatsache, daß sie bei ihren letzten Besuchen, ganz gegen ihre Gewohnheit, Darnley mit Zärtlichkeiten überhäuft habe, nur um ihre schlimmen Pläne zu verdecken. Dagegen wendet sich besonders Hosack in seiner Geschichte der Schottenkönigin, wie er denn überhaupt die Beteiligung Marias an dem Verbrechen nicht annimmt.¹⁾ Auch Gerdes und Opitz in ihren interessant geschriebenen Werken sprechen sie von diesem Verbrechen frei.²⁾ Allerdings hat das Buch des letzteren vielfach scharfe Kritiker gefunden wegen Mangels jeder Quellenangabe und jedes kritischen Apparates. „Der Autor hätte sich begnügen sollen, das Weib zu retten, und wenn es auch nur unter Preisgebung der Königin war. Denn in der That ist Opitz in der Abwehr der Angriffe auf die Frauenehre Marias ohne Vergleich glücklicher, als in Verteidigung ihrer Politik. Es gelingt ihm, manche Verdachtgründe vollkommen zu entkräften und andere als höchst zweifelhaft erscheinen zu lassen.“³⁾ Was immer aber an dem Werke getabelt werden mag, das redliche Bemühen des Autors, die Wahrheit zu finden, der unendliche Sammeleif und das Streben nach Unparteilichkeit muß in vollsten Maße anerkannt werden.

¹⁾ „It was not Mary but her husband who on the meetings was lavish in his professions of attachment, but she readily gave him her hand in token of reconciliation and it was agreed that they should proceed so together to Craigmillar as soon as he was able to travel.“

Hosack 180.

Zu dem Vorgang der Pulververschwörung vergl. 239 ff.

²⁾ Darnleys Ermordung ist eine politische That; der ganze Adel war daran beteiligt, auch die treuesten Anhänger der Königin. Und doch ist die That wiederum ausschließlich ein Werk Murrahs, der über Darnley hinweg zum Thron gelangen wollte. Gerdes 182.

Vergl. auch Opitz 161 bis 172.

³⁾ Literarische Rundschau 1880, 270.

Es kämen noch Raumers Untersuchungen in Betracht, dessen Buch „die Königinnen Elisabeth und Maria Stuart nach den Quellen im Britischen Museum und Reichsarchive“ eine einzige Parteinahme für die „edle“ Elisabeth und eine Verurteilung Marias ist. „Für meine Person,“ sagt er, ohne sich auf irgend welche Zeugnisse zu stützen, „hat kaum ein mathematischer Satz größere Gewißheit als der historische: daß Maria nicht unschuldig war am Tode ihres Gemahls, nicht unwissend bei der Vermählung mit seinem Mörder und daß sie die Urheberin der verhängnisvollen Briefe an Babington war.“¹⁾ Görres in seinen „Historisch-politischen Blättern“ erster Band²⁾ rezensiert Raumers Werk, und spricht sich gleich mißbilligend über die Art der Forschung wie auch über das Resultat derselben aus. Er zieht seine Anklagen hauptsächlich aus einem vorzüglichsten, „ganz aus Aktenstücken hervorgegangenen“ Werk über das Leben Maria Stuarts von Chalmers,³⁾ welcher sagt, Raumer habe beinahe immer nur die Berichte der Gegner Marias ausgewählt, um auf sie sein, man möchte glauben prämeditiertes Verdammungsurteil der unglücklichen Königin zu gründen. Chalmers rügt die mangelhafte kritische Untersuchung — und doch behauptet Raumer, es seien ihm etwa dreihundert handschriftliche Folianten durch die Hände gegangen — und den durch das Ganze hindurchgehenden frivolen Zug. Ferner wird bedauert — dazu zieht Görres die Geschichte Schottlands von Fraser Tytler heran — daß dieser „lebhaft und geistreiche Schriftsteller,“ (Raumer) in den sonderbaren Irrtum verfiel, das als neues Material drucken zu lassen, was kritischen Lesern der englischen und schottischen Geschichte längst bekannt war. Das ganze Verfahren Raumers bezeichnet Görres als ein

¹⁾ Raumer 512. ²⁾ Görres: Historisch-kritische Blätter I. 426 ff.

³⁾ Chalmers: Maria Stuart. London 1822.

„unfrisches, oberflächliches“ und eines wahrhaften Historikers gänzlich unwürdig. „Kurz, ohne Übertreibung kann gesagt werden, daß Raumer durch seine unbegründeten Beschuldigungen alles getan habe, um Maria Stuart, wenn möglich, noch einmal auf das Schafott zu bringen.“¹⁾

Was Mignets Berichte über die Teilnahme Marias an dem Morde Darnleys betrifft, so übergehe ich dieselben hier, da auch er von falschen Voraussetzungen ausgeht und unter dem Banner Buchananischer Darstellung steht.²⁾ Zudem ist sein Buch längst durch Gauthiers preisgekröntes Werk überholt worden,³⁾ erwähnt sei hier nur noch Gaedecke, der einzige der neuesten Ankläger der Schottentönigin. Eine sehr eingehende Kritik seines Werkes liefert Cardauns im Historischen Jahrbuch 1882 III;⁴⁾ eine andere, die ganz zu demselben Resultate kommt, findet sich in der Literarischen Rundschau von 1882.⁵⁾

In beiden wird zugegeben, und das wird dem unparteiischen Beurteiler beim Lesen seines Buches zum Bewußtsein kommen, daß Gaedecke, der übrigens nichts Eigenes gibt, sondern vollständig auf Froude und Burton beruht, sich dennoch in manchen Punkten von der Autorität dieser losmacht, Maria verteidigt und ihre Gegner gebührend würdigt. Allein man kann mit Leichtigkeit den Beweis führen, daß seine Argumente größtenteils durch die aprioristische Überzeugung von Marias Schuld diktiert sind. Bei den Hauptfragen aber wandelt er im Geleise Froudes und Burtons, und hier ist die Untersuchung in hohem Grade flüchtig.

¹⁾ Vergl. Görres 426—438. Auch Cardauns: Der Sturz Maria Stuarts, sagt: „Raumers Urteil steht ganz unter dem Einfluß verlogener Klatschberichte.“ Cardauns 10.

²⁾ Mignet: Histoire de Marie Stuart I. chap. 5. — ³⁾ Gauthier: Histoire de M. St. Paris 1875. — ⁴⁾ Hüffer: Historisches Jahrbuch 1882, 31 ff. — ⁵⁾ Literarische Rundschau 1882, 42 ff.

Die Verdachtsmomente für Marias Mitschuld am Morde ihres Gemahls, die Gaedecke hauptsächlich aus ihrem Benehmen nach der That ableitet, sind höchst eigentümlicher Art und absolut nicht beweiskräftig.¹⁾ Kurz, die mangelhafte Kenntnis und flüchtige Benutzung seiner Quellen, alle die Ungenauigkeiten im Anführen derselben, lügenhafte Berichte, die als Grundlage benutzt werden,²⁾ die Befangenheit und Parteilichkeit zu Ungunsten Marias, alles das spricht, wie Carbauns auseinanderlegt, sehr gegen irgend welche Beweiskraft des Gaedeckeschen Buches. Vergleicht man mit demselben dann seine eignen Auseinandersetzungen im Grenzboten 1878 IV, und die sehr fragwürdige, sich nur zu oft widersprechende Kritik der Literatur der letzten fünfzehn Jahre, so wird die Autorität Herrn Gaedeckes betreffs der Stuart-Angelegenheit gar vollends erschüttert.

Im engen Zusammenhang mit dieser ersten Frage steht die zweite, die Frage nach dem Verhältnis Marias zu Bothwell. Da dies aber in den sogenannten Kassettenbriefen seinen Hauptstützpunkt hat, so kommen diese hier zugleich in betracht, da mit der Echtheit oder Unechtheit derselben die ganze Anklage steht oder fällt.

Wie die Ermordung Darnleys eine eminent politische That war, so trägt auch die vom Adel ins Werk gesetzte Heirat Marias mit Bothwell einen politischen Charakter. „Es war die Herrschsucht der Großen, verbunden mit dem Aufladern des protestantischen Geistes gegen eine mit Recht oder Unrecht befürchtete katholische Reaktion.“³⁾ Von der Existenz eines Skandalverhältnisses zwischen Bothwell und Maria aber — und das ist wohl zu beachten — weiß zu jener Zeit kein Mensch etwas, weder der Adel noch die kalvinistische Geistlichkeit.

¹⁾ Vergl. Gaedecke 106 ff. und Carbauns 40 ff. — ²⁾ Carbauns 45 ff.
— ³⁾ Marcour 221 ff.

Erst zwei Monate nach der Einkerkierung der Königin tauchen dunkle Gerüchte von einem unerlaubten Verhältnis dieser zu Bothwell auf. Und charakteristisch genug ist es der eigne Bruder Marias, der vielgenannte Graf Murray, der zuerst davon spricht.

Er, der kurz vor dem entscheidenden Schlag, der Heirat seiner Schwester mit Bothwell, aus Schottland verschwunden und an den französischen Hof sich begeben hatte, unterhält von dort aus stets Verbindungen mit England und der englischen Königin. In die Heimat zurückgekehrt, hat er verschiedene Audienzen bei Elisabeth, bei Cecil und bei dem spanischen Gesandten De Silva. In einer Unterredung mit dem letzteren erzählt er von dem Auffinden eines Briefes seiner Schwester an den Grafen Bothwell, welcher auf deren Teilnahme an Darnleys Ermordung schließen lasse. Um dieselbe Zeit sprechen auch die schottischen Lords dem englischen Gesandten gegenüber, in allgemeinen Ausdrücken zunächst, von dem Auffinden einiger Briefe Marias an Bothwell. Murray hat unterdes von Maria die Übertragung der Regentschaft erlangt unter der Bedingung, seine Schwester zu befreien. Er tritt die Herrschaft an und — läßt die rechtmäßige Königin im Gefängnisse.

Da aber wird das Volk unruhig und fordert entweder deren Freilassung oder die Vorlegung der Schuldbeweise. Die Regierung sieht sich daraufhin veranlaßt, im Parlament einige angebliche Briefe Marias an Bothwell vorzuzeigen, jedoch von einer Prüfung derselben ist keine Rede. Über die Anzahl dieser Briefe sowie über deren Inhalt ist nichts bekannt; wenige Tage nachher aber wird über Bothwell die Acht ausgesprochen und seine Güter eingezogen, „weil er die Königin gewaltsam entführt und zur Ehe gezwungen habe“. In diesem Beschluß liegt schon der schlagende Beweis dafür, daß die Lords an ein Liebesverhältnis Marias zu Bothwell nicht glaubten. Die Entführung wäre in solchem Fall ja nur eine lächerliche Komödie gewesen.

Nach Marias Flucht auf englischen Boden ordnet Elisabeth, die ränkevolle Königin, eine aus englischen und schottischen Vertretern bestehende Konferenz an, vor welcher Murray sich wegen Hochverrat und Anmaßung der Regentschaft verantworten soll. Dieser, der die ganze List Elisabeths noch nicht kennt, erklärt in seinem Schrecken, — wie bezeichnend — er hoffe, in kürzester Zeit den Beweis für die Mitschuld seiner Schwester am Morde Darnleys zu bringen, da sein Diener Wood im Besitze von ins Schottische übersehten Kopien einiger Briefe Marias an Bothwell sei. Murray erkannte also recht wohl die Mittel zu seiner Rettung und wußte, was dem Englischen Hofe erwünscht war. Jedoch verlangt er vor der Hand die Zusicherung, daß seine Beweise vom Parlament auch anerkannt, er freigesprochen und Maria verurteilt werde.

Unter solchen verdächtigen Umständen beginnt die Konferenz zu York, die in Wirklichkeit eine wohl geplante Komödie war. Nicht in öffentlicher Sitzung, in Gegenwart der Vertreter seiner Schwester, wagt Murray seine angeblichen Beweise vorzubringen sondern im Geheimen legt er den englischen Bevollmächtigten sechs angeblich von Maria an Bothwell geschriebene Briefe, zwei Heirathsverträge und einige Sonette vor. Die Briefe, in schottischer Sprache geschrieben, werden als Originale vorgelegt und als solche durch Eidschwur bekräftigt, während Murray sie vorher als schottische Übersetzung der Originale vorgelegt hatte.

Die Unzulänglichkeit solcher Waffen sahen denn auch wohl die englischen Vertreter ein, und die Konferenz wurde vertagt, bis sie am 30. November in Westminster wieder eröffnet wurde. Die Vertreter Marias aber verlangten die persönliche Gegenwart ihrer Herrin, und da dies abgeschlagen wurde, verließen sie die Sitzung; diese aber nahm ihren Fortgang, und ungeniert konnte jetzt Murray eine neue Anklageschrift, das sogenannte Artikel-

buch, vorlegen. Den Inhalt desselben bildet der Nachweis eines ehrebrecherischen Verhältnisses zwischen der Königin und Bothwell, das zur Ermordung Darnleys geführt haben soll, eine notwendige Voraussetzung und Ergänzung des Schuldbeweises, den die Briefe liefern sollten. Die genaue Übereinstimmung dieses Artikelbuches mit Buchanans „Detectio Mariae“ läßt die Vermutung aufkommen, daß der schamlose Literat auch hier die Quelle ist, aus welcher der Strom der Verleumdung sich über die Schottenkönigin ergossen hat.

Einige Tage später überliefert Murray statt der zu York vorgezeigten schottischen Originale von sechs Briefen, neun Schriftstücke — also drei neue — in französischer Sprache, und wiederum erboten sich die edlen Lords, deren Originalität eidlich zu bekräftigen. Dieselben Briefe also, welche im Juni als schottische Kopien bezeichnet werden, welche im Oktober als schottische Originale erscheinen, werden jetzt im Dezember als französische Originale vorgezeigt und jedesmal als solche eidlich bekräftigt. Die Konferenz wird geschlossen, Murray aber in Gnaden entlassen, „da nichts vorgebracht worden sei, was dessen Ehre oder Untertanentreue beflecken könne.“

Ein Blick auf dieses stets wechselnde, stets wachsende Beweismaterial genügt, um die Richtigkeit desselben klar erkennen zu lassen. Es soll am 20. Juni 1567, also fünf Tage nach der Gefangennahme Marias, in einem goldenen Kästchen aufgefunden worden sein, und dennoch bringt Murray es erst ein und ein halbes Jahr später, im Dezember 1568, vollständig vor. Und warum spricht der noble Schuft erst von einem, dann von sechs und endlich erst von neun Briefen? Dazu kommt der tolle Widerspruch mit dem Wechsel der Sprache in den angeblichen Originalbriefen. Kurz, ein Labyrinth von Widersprüchen und Ungereimtheiten, wo und wie wir auch die Briefe betrachten mögen. Selbst die feilen englischen Richter

wagten auf Grund dieser Beweise ja nicht, ein „Schuldig“ zu sprechen.

Übrigens ist man nach den heutigen Forschungen selbst imstande, die plumpe Fälschung der Schriftstücke aufs evidenteste nachweisen zu können. Die neun Briefe, die gemeinlich mit dem Namen „Cassetten- oder Chatullen-Briefe“, auch wohl nach dem Orte ihrer Entstehung als „Glasgow- und Stirling-Briefe“ bezeichnet werden, beweisen allerdings, ihre Echtheit angenommen, die Existenz eines ehebrecherischen Verhältnisses Marias zu Bothwell, aber nur aus der Echtheit eines derselben, des sogenannten langen Glasgow-Briefes, würde sich die Mitschuld der Königin am Morde Darnleys ergeben. Es ist ein wahres Monstrum von Brief: Drei volle Bogen, teils auf Briefpapier, teils auf ausgerissenen Notizblättern geschrieben, ohne Anrede, ohne Unterschrift, ohne Datum. Und nun gar der Inhalt! Wenn man den Brief liest, so muß man zugeben, daß solche Ausdrücke, solche Worte unmöglich sind im Munde einer Frau, die auch von ihren Gegnern als „geistreiche, formgewandte, poetisch angehauchte Briefstellerin“ anerkannt wird, und dieses Urteil wird auch durch ihre noch erhaltene Brieffammlung bestätigt. Abgesehen von Formfehlern, Wiederholungen etc. ist das Beste an der Sache der Umstand, daß der Brief seinem Inhalte nach an drei verschiedenen Tagen geschrieben sein muß, während die Königin wahrscheinlich nur ein und einen halben Tag in Glasgow gewohnt hat. Also auch hier ein Berg von Schwierigkeiten, und gerade dieser Brief müßte nach Marcour „dem Historiker und Psychologen stets ein Rätsel bleiben, wenn nicht die neuesten Forschungen eine ebenso klare als einfache Lösung gebracht hätten.“¹⁾

¹⁾ Marcour 232.

Ein Jahr nach der angeblichen Auffindung der Raffettenbriefe, am 11. Juni 1568, schrieb der Sekretär Murrays, John Wood, einen Brief an Crawford, einen Edelmann, der in Darnleys Diensten gestanden und denselben in Glasgow gepflegt hatte. Er beschwor ihn, „er möge doch um des Himmels willen mehr Material zu einer Anklage gegen die Königin zusammenbringen“. Die Antwort Crawfords, die urkundlich vorliegt, stimmt wörtlich mit Stellen des Glasgow-Briefes überein, und daraus ergibt sich mit Notwendigkeit, daß dieser Brief im Juni oder Juli 1568 von Murray und seinen Helfershelfern verfaßt worden ist. So erklärt es sich auch, warum jener Brief, von dem Murray schon im Jahre 1567 zu dem spanischen Gesandten sprach, und der äußerlich mit dem langen Glasgow-Briefe übereinstimmte, später spurlos verschwand. Offenbar hatte Murray gleich nach der Gefangennahme Marias einen Brief fabriziert, der ihm später als zu harmlos schien, und deshalb veranstaltete er eine zweite „verbesserte“ Auflage der Fälschung.

Nun fallen allerdings mit diesem Brief, dem kompromittierendsten von allen, die sieben übrigen noch nicht; aber jedenfalls muß dem unparteiischen Beurteiler auch das weitere Beweismaterial mehr als verdächtig erscheinen.¹⁾

Außer Marcour haben sich in der Kontroverse über die Raffettenbriefe vorzüglich Becker, Breßlau und Sepp große Verdienste erworben.

In der Vorrede seines Buches ²⁾ sagt Becker: „Wir (er und Prof. Onden) haben die Untersuchung mit der Voraussetzung der Schuld, nicht der Unschuld Marias begonnen.“

¹⁾ Vergl. zu dieser ganzen Beweisführung Marcour: „War M. St. Gattenmörderin?“ Frankfurt, Zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, Band III, Heft 7.

²⁾ Becker: Maria Stuart, Darnley, Bothwell. Gießener Studien auf dem Gebiete der Geschichte I. 1881.

Beide gehören dem protestantischen Bekenntnisse an und schließen ihre Ausführungen mit einem unbedingt freisprechenden Urtheil. „Beckers Sympathien gelten unverkennbar dem Siege der Reformation“, sagt Carbauns in seiner Kritik des Werkes; „er nennt Maria wiederholt, übrigens sehr mit Unrecht, „bigott katholisch“, und in den Schurkereien des „reformierten Abels“ findet er selbsterweise den „jesuitischen Grundsatz“, daß der Zweck die Mittel heilige.“¹⁾ Wie weit entfernt also ist der Verfasser von Voreingenommenheit für Maria! Desto mehr gereicht ihm die Preisgebung seiner ursprünglichen Ansicht jedenfalls zur Ehre.

Die Methode seiner Untersuchungen, die ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld, Recht oder Unrecht ausschließlich nach rein objektiven Urkunden und beglaubigten Zeugnissen fragt, ist jedenfalls der richtige Weg auf einem Gebiet, wo fast an jedem Wort der Überlieferung der Verdacht der Vöge, des Meineids, der Fälschung haftet, auf welchem über drei Jahrhunderte hindurch Befangenheit und Leidenschaft ihr verwirrendes Spiel getrieben haben. Zunächst beweist auch er, daß „Darnley das Opfer des Calvinischen Abels geworden. Die Unterstellung eines Liebesverhältnisses der Königin zu Bothwell ist völlig unhaltbar. Die Behauptung aber, Bothwell habe im Auftrag der Königin Darnley ermordet, muß geradezu als widersinnig erachtet werden. Die Ermordung war eine eminent politische That.“²⁾

Das Resultat seiner weitem Untersuchungen ergibt folgendes: „Auch nach der Ermordung Darnleys bestätigt keine gleichzeitige Nachricht ein Skandalverhältnis zwischen Bothwell und Maria. Bei der Entführung und Heirat, die der Wunsch des Abels

¹⁾ Carbauns: Literar. Rundschau 1882 III. 78. — ²⁾ Becker 82.

war, wurde Zwang angewendet.¹⁾ Von dem ganzen später auftauchenden Beweismaterial ist im Sommer 1567 noch nichts vorhanden. Erst im Dezember zeigte man einige Briefe, vermied aber sorgfältig eine Untersuchung derselben.²⁾ . . . Das Benehmen Elisabeths gegen Maria ist von Anfang bis zu Ende durch eine ekelerregende Heuchelei bezeichnet.³⁾ . . . Ganz besonders aber werden der berühmte Glasgower-Brief und seine Gesellen von Becker vorgenommen.

„Das Lügengewebe,“ sagt er, „welches um diese Briefe gesponnen wurde, ist so durchsichtig, daß nur eine parteiische oder oberflächliche Geschichtsforschung dadurch getäuscht werden konnte, denn diesen Briefen fehlt in der That alles. Nicht einmal ausgestattet mit den unentbehrlichsten Bürgschaften der Echtheit: Datum, Anrede und Unterschrift, sind sie auch sachlich sinnlos und unmöglich. Die Briefe rechtfertigen sich weder durch ihren Inhalt, noch kann ihnen eine vernünftige Begründung ihres Zweckes untergeschoben werden, selbst dann nicht, wenn das Liebesverhältnis wirklich existiert hätte.“⁴⁾

Die meisten dieser Sätze finden sich übrigens schon bei Gosack⁵⁾, auf dessen Schultern Becker im wesentlichen steht. Ja, ich möchte anstehen, zu behaupten, daß sein Buch gegenüber dem Gosacks einen Fortschritt bedeutet. Im übrigen sind seine Schlüsse oft kühn und nicht über jeden Zweifel erhaben.⁶⁾ Auch was die Zergliederung der Schatullenbriefe, speziell die äußerst spindösen Untersuchungen über den großen Glasgow-Brief angeht, mag man seine Zweifel haben, aber immerhin stehen die Untersuchungen Beckers hoch über der Arbeit Gaedeckes, und es ist

¹⁾ Becker 125 ff. — ²⁾ Ebenda 191 ff. — ³⁾ Ebenda 274. — ⁴⁾ Ebenda 377. — ⁵⁾ Gosack: Mary Queen of Scots and her Accusers 239 ff.

⁶⁾ Vergl. hierzu die Ausführungen Carbauns im Historischen Jahrbuch 1882, 447 ff.

schon ein großes Verdienst, daß er die Diskussion wieder angeregt und die falsche Vorstellung zerstört hat, welche sein Vorgänger über die Frage verbreitet hat.

Die Fälschung des großen Glasgow-Briefes muß allerdings auch Gaedecke zugeben; er meint jedoch, „die Folgerung, daß, wenn sich die Unechtheit eines Briefes herausstellte, damit auch das Schicksal der andern entschieden sei, entspreche nicht der historischen Kritik;“¹⁾ mag sein, wohl aber dürfte die historische Kritik gebieterisch verlangen, die andern sieben Briefe so lange auf sich beruhen zu lassen, bis der förmliche Beweis der Echtheit für sie erbracht ist.

Breßlaus Werk: „Die Kassettenbriefe der Königin Maria Stuart“²⁾ besitz, abgesehen von manchen schätzbaren Einzelergebnissen, das große Verdienst, die Echtheit der Briefe nach einem neuen Gesichtspunkt und auf Grund eines bis hierher niemals vollständig herangezogenen Materials erörtert zu haben, indem es „eine sorgfältige Prüfung auf Grund der kritisch-diplomatischen Methode, die für die Urkunden des Mittelalters längst üblich ist.“ vornimmt. Diese Prüfung erstreckte sich in erster Linie auf die vier Kassettenbriefe, welche zwar nicht im wirklichen oder angeblichen Original, aber doch in der französischen Original-Fassung, und zwar, wie Breßlau überzeugend nachweist, in ebendenselben Abschriften vorliegen, welche der Konferenz von Westminster unterbreitet wurden. Breßlau führt nun aus, zahlreiche Wendungen dieser vier Briefe begegneten auch in unzweifelhaft echten französischen Briefen Marias, mithin — seien diese Briefe echt. Ein kühner Schluß! Das Gleiche nimmt er für drei weitere Briefe an, eigentlich nur, weil besondere Momente für ihre Unechtheit nicht vorlägen;

¹⁾ Gaedecke 382. — ²⁾ Breßlau: Die Kassettenbriefe der Königin Maria Stuart. Histor. Taschenbuch, VI. Folge, 1. Jahrgang.

dagegen hält er den langen Glasgow-Brief für eine gemeine Fälschung.

Als Resultat seiner Untersuchungen betreffs des Verhältnisses Marias zu Bothwell ergab sich für ihn mit voller Gewißheit Folgendes: „Maria stand, als sie im Januar 1567 nach Glasgow reiste, in einem unerlaubten Verhältnis zu Bothwell. Es war eine Intrigue ihrerseits, Darnley nach Edinburgh kommen zu lassen; die Versöhnungsszene war unwürdige Heuchelei; die Entführungs Marias durch Bothwell war Komödie. So viel steht fest. Nicht erweisbar ist, nachdem Brief II (der Glasgow-Brief) fortgefallen ist, die direkte Beteiligung und Mitschuld Marias an der Ermordung Darnleys, es bleibt die Möglichkeit bestehen, daß sie, indem sie ihren Gatten bewog, nach Edinburgh zu kommen, dabei an eine andere Art, sich seiner zu entledigen, gedacht hat. Aber auch, wenn man an Marias Handlung diese für sie günstigste Interpretationsweise anlegt,“ so fährt er fort, „schwarz und unvertilgbar bleibt der Schatten, den die Kassettenbriefe auf ihren Charakter werfen. Nicht erst durch die Reiden der Gefangenschaft ist Maria zu der Heuchlerin und Intriguantin geworden, als welche sie in ihren zahllosen, auf englischem Boden geschriebenen Briefen erscheint — sie hatte schon als Königin von Schottland mit schändem Verrat an dem Mann ihr Gewissen belastet, der, was auch geschehen sein mochte, der Vater ihres Sohnes blieb. Schwer hat sie dafür in zwanzigjährigem Reiden gebüßt — aber das Leben einer schuldlosen Märtyrin war es nicht, dem das Beil des Henkers in Fotheringhay ein schreckliches Ende bereitete.“¹⁾

Betreffs der Briefe sagt er: „Sind diese Briefe in der Tat von Maria geschrieben, so kann über ihre Schuld kein Zweifel sein. . . . Auf der anderen Seite ist, auch wenn die

¹⁾ Breßlau 74.

Briefe ganz oder zum Teil von den Feinden der Königin gefälscht sind, damit noch nicht die Unschuld der letzteren erwiesen. Aber an durchschlagenden Beweisen für die Schuld fehlt es dann durchaus, und eben, daß man zu Fälschungen griff, zeigt, daß man keine andern Mittel hatte, Maria zu überführen.“¹⁾)

Gegen Breßlaus Arbeit wendet sich Carbauns im historischen Jahrbuch 1882 II 458 ff. Der Gedankengang ist folgender: Die Breßlauschen Stilvergleiche besitzen, mindestens zum großen Teil, keinerlei Beweiskraft, weil zahlreiche Wendungen, die Breßlau sowohl in den vier Raffettenbriefen, als in der anerkannt echten Korrespondenz Marias nachweist, auch in Briefen Catharinas von Medici und sonstiger Zeitgenossen begegnen. Wäre dieses aber auch nicht der Fall, wäre Breßlau berechtigt, jene Wendungen als charakteristisch für Marias Briefstil zu bezeichnen, so würde deshalb ein Schluß auf die Echtheit der vier französischen und drei weiterer Briefe noch nicht erlaubt sein, weil die Persönlichkeiten, welche sich dieser Briefe gegen Maria bedienten, nicht die mindeste Bürgschaft bieten, daß sie die angeblich vom Grafen Morton gefundenen Briefe unverfälscht der Konferenz von Westminster vorgelegt haben. Letzteres ohne vollgültige Beweise anzunehmen, ist Breßlau vollends aus dem Grunde nicht berechtigt, weil er den großen Glasgow-Brief für eine mit Benutzung echten Materials geschmiedete Fälschung hält, und auf ihn eben dieselbe Interpolationstheorie anwendet, welche er für die anderen Briefe mit einer kurzen Bemerkung als undiskutierbar bei Seite schiebt.

Ist aber der von Breßlau geführte Beweis der Echtheit der meisten Briefe nicht stichhaltig, so wird auch seine Meinung, daß Maria mit „schönödem Verrat ihr Gewissen belastet,“ haltlos, da er selbst zugibt, weiteres Beweismaterial als eben diese

¹⁾ Breßlau 13.

Briefe sei nicht vorhanden.¹⁾ Selbst Gaedeke, dem das Endresultat Breßlaus doch jedenfalls gefallen mußte, nennt letztern „etwas zu bestimmt in seinen Behauptungen und Schlüssen; dieselben stehen,“ so fährt er fort, „doch hin und wieder auf recht unsichern Füßen. . . . Breßlau hat etwas zuviel beweisen wollen und hätte besser getan, sich auf einige wenige, aber charakteristische Wendungen zu beschränken. Die Art mittelalterlicher Quellenkritik, die er hier anwendet, paßt durchaus nicht auf die damalige Zeit; (?) jedenfalls hätte Breßlau andere Briefe von Zeitgenossen Marias zur Vergleichung heranziehen müssen. Hier hat sich Carbauns“ — im gewöhnlichen hat letzterer aber begreiflicherweise seine Sympathien durchaus nicht — „ein wirkliches Verdienst erworben.“²⁾

Die Forschungen Sepps,³⁾ bezüglich der Kassettenbriefe, sind zu noch bessern Resultaten gekommen. Für ihn sind alle sogenannten Kassettenbriefe — keine Briefe, „sondern lose Blätter, die das erwünschte Material zu einer großartigen Fälschung boten, deren wohlgelungener Zweck war, die Ehre und damit auch die Stellung der unglücklichen Schottenkönigin für immer zu untergraben. Durch Einschaltung einzelner Sätzchen, wo immer es der Raum erlaubte durch Anwendung passender Eingänge, hie und da auch einer leichten Rasur und Korrektur, verstand es ein Fälschergenie unter geschickter Nachahmung der Handschrift Marias, dem ursprünglich zusammenhängenden, eine Art Tagebuch bildenden Ganzen, das Ansehen mehrerer, angeblich zu verschiedenen Zeiten geschriebener Briefe zu geben.“⁴⁾

¹⁾ Vergl. Carbauns: *Histor. Jahrbuch* 458 ff. — ²⁾ Gaedeke: *Histor. Zeitschrift*, N. F. Band 14, 97 ff. — ³⁾ Sepp: *Tagebuch der unglücklichen Schottenkönigin Maria Stuart* etc. München 1882. — ⁴⁾ Sepp 3 ff.

Diese Ansicht Sepps paßt sehr gut zu der äußern Form der Briefe, auf denen Adresse, Datum und Unterschrift fehlen. Nachdem er dann die verschiedenen Texte der Briefe mit einander verglichen und kritisch untersucht hat, kommt er zu dem Resultat, daß Maria Stuart das „Opfer einer wohlersonnenen Intrigue“ gewesen ist.¹⁾ Sepp hat ebenso wie sein Vorgänger keine positiven Beweise für die Unechttheit der Briefe, mit Ausnahme des Glasgow-Briefes, gebracht. Desto schärfer aber richten sich seine Anklagen gegen die Glaubwürdigkeit der Zeugen und Richter.

„Erscheint schon Murrays Charakter in sehr zweifelhaftem Lichte, was sollen wir erst dazu sagen, wenn wir einen Morton, dessen Wortbrüchigkeit von Freund und Feind anerkannt ist, und in dessen Familie der Landesverrat seit Generationen herkömmlich war, einen Lethington, der sein Emporkommen nur niederträchtiger Falschheit zu verdanken hatte, einen Buchanan, der sich in seinen Schriften als ärgsten Hasser und Verleumder Marias bekundet, unter ihren Anklägern sehen?“²⁾

Hören wir nun noch kurz die Ansicht anderer neuerer Historiker über die erörterte Frage.

Gaedecke muß sich natürlich konsequent bleiben, und so konstruiert er denn aus allen möglichen Phantasien „schwerwiegende Beweise“ für die Echtheit der Briefe und für ein sündiges Verhältnis Marias zu Bothwell. Abgesehen von zahlreichen Widersprüchen, Ungereimtheiten und chronologischen Verwirrungen steht er, wie schon bemerkt wurde, ganz unter dem Einfluß Froudes und Burtons, aus deren Geschichte Schottlands³⁾ seine „neuen Beweise“ größtenteils wörtlich überseht sind.⁴⁾

¹⁾ Sepp 79. — ²⁾ Ebenda II. Teil 63. Vergl. dazu Sepp: Maria Stuart und ihre Ankläger zu York und Westminster 8 ff. — ³⁾ Burton: History of Scotland IV. 255—277. — ⁴⁾ Vergl. hierzu Biterar. Rundschau 1882, 42 ff. Dort gibt Carbauns eine eingehende Kritik der Gaedecke'schen Beweise, die teilweise aus Unglaubliche grenzen.

Auch Gauthier, Gosad und Opitz sind von der Unechtheit der Briefe überzeugt, sowie von der Gewalt, welche Bothwell angewendet, um Maria zur Ehe mit ihm zu zwingen.¹⁾ Eigentümlich ist es, daß in den Aufzeichnungen des Sekretärs Marias, Claude Nau, die Carbauns in den Katholischen Studien Band VI. veröffentlicht hat, die Raffettenbriefe mit keiner Silbe erwähnt worden, obwohl dieselben zu der Zeit, wo er schrieb, nicht nur auf den englischen Konferenzen, gegen Maria gebraucht, sondern auch durch den Druck schon veröffentlicht worden waren. „Man kann nicht wohl annehmen, daß der Verfasser einer im Interesse Marias geschriebenen Schrift diese allgemein bekannten, schlimmsten Angriffe auf ihre Ehre habe vollständig ignorieren wollen, und wird sich also hüten müssen, aus derartigen Büden Schlüsse zu ziehen, anstatt sie wenigstens im allgemeinen auf den skizzenhaften Charakter der Erzählung zurückzuführen.“²⁾

Philippson in der *Revue-historique* stellt ebenfalls Untersuchungen über die Echtheit der Raffettenbriefe an und kommt zu dem Resultat, daß mindestens der Glasgow-Brief eine grobe Fälschung ist.³⁾

Für Ranke sind die Raffettenbriefe „in der Hauptsache unzweifelhaft echt“⁴⁾, jedoch beschränkt sich die Begründung dieses Urteils auf drei Zeilen, die wichtigsten Punkte sind nur flüchtig gestreift und es ist schwer verständlich, wie man der Darstellung irgend welche autoritative Bedeutung beilegen kann.

¹⁾ Gauthier I. 301 ff. und 461 ff. Gosad 214 ff. Opitz 287 ff.

²⁾ Carbauns: *Katholische Studien* 1885, 10.

³⁾ Philippson: *Revue historique* 21—58. „Il est impossible que Marie soit coupable d'un crime littéraire telle que la deuxième lettre de Glasgow.“ (49). Vergl. ferner Bingard: *History of England* 418 ff., Tytler 251 ff., Stimmen aus Maria-Baach 1902, Band 62, 264 ff.

⁴⁾ Ranke: *Geschichte Englands* vol. VI.

Gerdes beleuchtet die Frage von einer andern Seite, wenn er schreibt: „Um den Schein des Rechtes zu retten, hat Cecil mit Hilfe schottischer Gelehrten den großartigen Versuch gemacht, eine lügenhafte, historische Literatur über Maria Stuart zu schaffen, welche mehrere Jahrhunderte hindurch die Grundlage für die Geschichte Marias gewesen ist. Erst unser kritisches Jahrhundert und der Fleiß zahlreicher Forscher hat dieses Lügengewebe zerstört und das Bild der Schottenkönigin schöner und glänzender wieder hergestellt, als selbst der prophetische Geist Schillers es gestaltet hat.“ ¹⁾

Bedarf es endlich noch eines Zeugnisses aus Marias eigenem Mund, so mag man folgende Worte der Schottenkönigin beherzigen, die verdienten, als Motto an die Spitze jeder Abhandlung über die Rassettenbriefe gestellt zu werden: „Im Fall sie behaupten“, so sagt sie zu ihrem Vertreter, „von mir Schriften zu besitzen, aus denen sich mutmaßliche Schlüsse gegen mich ziehen lassen, so werden Sie verlangen, daß die Originale vorgelegt werden und daß ich sie selbst einsehen und darauf antworten kann; denn Sie werden in meinem Namen versichern, daß ich „nie irgend etwas diese Sache betreffend an eine lebende Seele schrieb;“ und daß, wenn solche Schriften vorhanden, sie gefälscht und von ihnen selbst zu meiner Entehrung und Verleumdung erfunden sind. Es gibt Personen in Schottland, Männer wie Frauen, welche meine Handschrift nachahmen und so gut wie ich schreiben; und solche befinden sich namentlich in Ihrer eigenen Gesellschaft. Ich zweifle nicht, daß, wenn ich in meinem Reich geblieben wäre, ich bereits die Erfinder und Schreiber solcher Schriften zur Erklärung meiner

¹⁾ Gerdes 380.

Unschuld und zur Beschämung ihrer Falschheit entdeckt haben würde.“ ¹⁾

Übrigens hat Bothwell vor seinem Tode selbst alle seine Verbrechen bekannt und Maria öffentlich freigesprochen von jeder Mitschuld am Morde ihres Gemahls. ²⁾

Um zu einem abschließenden Endergebnis bezüglich der Briefe zu kommen, muß man, wie schon bemerkt, festhalten, daß alle in sehr mangelhafter Form auf uns gekommen sind. Sämtliche Originale sind verschwunden, nur von vier Briefen besitzen wir offizielle, aber durchaus nicht fehlerfreie Abschriften des französischen Originaltextes, von zweien eine beglaubigte englische und eine schottische, von den übrigen nur eine schottische Übersetzung. Lagen die Originale vor, so wäre die Entscheidung der ganzen Frage vielleicht höchst einfach; jetzt ist ein diplomatisches Urteil überhaupt nicht, ein auf Stilvergleichung beruhendes nur

¹⁾ In cais thay alledge thay have ony writingis of mine, quhilk may infer presumptioun aganis me in that cause, 3e sall desyre the principallis to be producit and that I myself may have inspectioun thair of and mak answer thairto. For 3e sall affirm in my name, I never writ ony thing concerning that matter to ony creature. And gif ony sic writingis be, thay are false and feinzeit, forgit and inventit be thameselfis, onlie to my dishonour and slander, and thair ar divers in Scotland baith men and women, that can counterfeit my hand-writing, and write the like maner of writing quhilk I use, as weill as myself, and principallie sic as ar in companie with thameselfis. And I doubt not, gif I had remanit in my awin realme, bot I wald have gottin knowledge of the inventaris and writeris of sic writingis to the declaratioun of my innocencie, and confusioun of thair falset.“

Sabanoff II. 202.

²⁾ „Vers cette époque le bruit se répandit et parvint aux oreilles de Marie que Bothwell venait de mourir et qu'avant sa mort il avait confessé ses crimes et l'avait déchargée publiquement de toute complicité dans le meurtre de Darnley.“

Gauthier II. 290.

bei der Hälfte der Briefe möglich. Überall stellen sich sachliche und chronologische Schwierigkeiten in den Weg, die mit dem Material, das uns bis jetzt zur Verfügung steht, nicht überwunden werden können. Der Beweis einer tatsächlichen, förmlichen Fälschung des Glasgow-Briefes liegt vor, und als selbstverständliche Folge ergibt sich das äußerste Mißtrauen gegenüber den andern Briefen.

„So lange also für die Schuld Marias keine andern Beweise vorliegen, als diese mindestens zum Teil handgreiflich gefälschte Briefsammlung, muß diese Episode aus der Darstellung ihrer Geschichte als Erfindung ihrer Todfeinde gestrichen werden.“ ¹⁾

Es bliebe nun noch die letzte Frage zu beantworten, die Frage, ob Maria an der Verschwörung Babingtons beteiligt gewesen und überhaupt Anschläge auf Elisabeths Leben gemacht hat. — Babington, ein schottischer Edelmann, der früher Maria als Page gedient hatte, verband sich mit Morgan und Veslie zu einer kühnen Verschwörung, welche sich die Befreiung Marias und die Ermordung Elisabeths als Ziel vorsetzte. ²⁾ Die Beweise für die Mitschuld Marias an der Verschwörung bestehen wiederum in Briefen, die letztere mit Babington gewechselt haben soll, und zwar sind es diesmal vier, von denen der erste, mit Ausnahme von Froude und von Gaedecke, seinem getreuen Bannerträger, als unecht anerkannt sind. Um die Überlieferung aller Briefe aber steht es herzlich schlecht, und wenn man von den Raffettenbriefen Schlüsse ziehen darf auf die Beweisraft jener, so werden auch sie zum mindesten sehr verdächtig. Daß Maria von der Verschwörung Babingtons wußte, steht fest, jedoch kann nicht erwiesen werden, daß sie jemals ihre Zustimmung zur Ermordung Elisabeths gegeben habe.

¹⁾ Carbauns: Der Sturz Maria Stuarts 73. — ²⁾ Vergl. vorher 51 den geschichtlichen Bericht.

Die dafür zeugende Stelle in ihrer Antwort an Babington mit der entsprechenden in dessen Briefe ist trotz Mignets und Rantes Gegengründen offenbar eingeschoben. Breslau verteidigt die Briefe als echt, geht aber auf eine Erörterung bezüglich der Einschlebung nicht ein. Ebenso wie die erstgenannten so wurden diese Briefe stets nur in Kopien vorgelegt; Babington wurde nie Maria gegenübergestellt, trotzdem ein englisches Gesetz solches befahl,¹⁾ sondern schleunigst samt seinen Genossen hingerichtet.

Ein solches Verfahren bei einem Prozeß beweist eigentlich schon genug, und noch keinem Forscher ist es gelungen, andere Beweise zu bringen als die, welche die höchst verdächtigen Briefe liefern. Gewiß, Maria hat versucht, und zwar mit allen Mitteln versucht, ihre Freiheit wiederzuerlangen, und wer möchte es ihr verdenken! Das hat sie übrigens auch nie geleugnet. Aber andererseits hat sie stets ihre Unschuld an Verschwörungen und Mordversuchen gegen Elisabeth beteuert, und die neuere Forschung, selbst auf gegnerischer Seite, kann jedenfalls keine überzeugenden Beweise für ihre Schuld beibringen.

Nach Chantelauze, der den ganzen Prozeß nach dem Tagebuch Bourgoings, des Leibarztes Marias beschrieben²⁾, sowie nach Singard³⁾,

¹⁾ „Un statut de quinzième année du règne d'Elisabeth contenait cette déposition: „Nul ne pourra être convaincu de complot contre la vie de son souverain que par le témoignage et le serment de deux témoins confrontés avec lui, conformément à la loi.“ Chantelauze 210.

²⁾ Elle n'a pas attenté à la vie d'Elisabeth, mais elle ne nie pas ses relations avec les princes étrangers.“ Chantelauze 198.

³⁾ Mary has not been privy to a conspiracy against the life of the Queen. She had accepted an offer made to rescue her from prison and where was the person in her situation who would not, after an unjust captivity of nearly twenty years, have done the same?

Singard 438.

Gauthier¹⁾, Thtler²⁾, Gosad³⁾ u. a. ist sie unschuldig auch an diesem Verbrechen. Auch nach Breslau hat Maria zugegeben, daß sie, um ihre Befreiung aus widerrechtlicher Gefangenschaft zu erwirken, mit fremden Fürsten und Staatsmännern Verbindungen angeknüpft habe, aber sie hat bis zum letzten Atemzug standhaft geleugnet, der Ermordung Elisabeths durch die Verschworenen zugestimmt oder dieselbe gar geplant zu haben.

Weiter sagt Breslau: „Es gibt keine Rechtfertigung für die englische Regierung, wenn man den Maßstab des strengen Rechtes, ja wenn man auch nur den des politischen Anstandes an dasselbe legt. Weber Recht noch Anstand erlaubten Burleigh und Walsingham, das Netz der Verschwörung Babingtons, von dem sie jede Masche kannten, enger und enger um Marias Haupt zusammenzuziehen, bis sie unrettbar darin verwickelt war.“⁴⁾ Das gegen Maria angestellte Verfahren zu Fotheringhay nennt er eine „schöne Farce“, und fährt dann fort: „Und wie will man nun gar mit Recht und Anstand jenen jetzt nicht mehr anzuzweifeln den Brief vom ersten Februar 1587 vereinbaren, in welchem die Sekretäre Walsingham und Davison in Elisabeths Auftrag Marias Kerkermeister, Sir Amhas Paulet, eines Mangels an Eifer für den Dienst seiner Herrin beschuldigen, weil er es nicht verstanden hat, das Leben der Schottenkönigin im Interesse der Religion und des öffentlichen Wohles zu verkürzen.“⁵⁾

¹⁾ „Marie Stuart ne demandait que la liberté, il était bien naturel puisqu'on la lui refusait qu'elle cherchât à la reconquérir. En la maintenant en prison Elisabeth fournissait aux princes catholiques un motif d'hostilité contre elle, à tous les mécontents du royaume une occasion de conspirer et un but à leurs complots.“ Gauthier 216.

²⁾ Vergl. auch Thtler 154 ff. — ³⁾ Gosad 203 ff. — ⁴⁾ Breslau: Histor. Taschenbuch, VI. Folge I. 4. — ⁵⁾ Ebenda VI. F. I. 4.

In Sybels Historischer Zeitschrift gibt Breslau dann einige Jahre später noch einmal seine Ansicht bezüglich der Kassetten- und der Babington-Briefe kund. Er sagt: „In beiden Fällen sind uns nicht die Originale, sondern nur offizielle Abschriften jener wichtigen Dokumente erhalten. In beiden Fällen hat Maria die Echtheit derselben auf das feierlichste und ausdrücklichste in Abrede gestellt und ihre Gegner der Urkundenfälschung beschuldigt. In beiden Fällen sind die Gegner nichts weniger als Leute, denen man wegen ihres ganzen Verhältnisses zu Maria irgendwelche Sympathie zuwenden könnte; sie sind vielmehr Männer, zu denen man sich, um kriminalistisch zu reden, der Tat einer solchen Fälschung wohl versehen kann. In beiden Fällen endlich ist die Kontroverse über Echtheit oder Unechtheit der Briefe mit dem Urteilspruch des Gerichtshofes keineswegs zu Ende gewesen, sondern sie setzt sich noch in der neuesten Literatur fort.“¹⁾

Den Beweis für den letzten Satz liefert das Buch, welches Mrs. Maxwell Scott of Abbotsford unter dem Titel „The Tragedy of Fotheringhay“²⁾ im vorigen Jahre veröffentlicht hat. Ihre Beweise, die sich größtenteils auf bis jetzt noch unveröffentlichte Dokumente und Manuskripte stützen, sind so klar und einleuchtend, daß der unparteiische Beurteiler Marias Unschuld an dem Verbrechen des Hochverrats unbedingt anerkennen muß. Auch sie hebt ganz besonders das persönliche Zeugnis Marias hervor, das sie sowohl verschiedene Male vor dem Gerichtshofe, als auch im Angesichte des Todes ablegte.³⁾

¹⁾ Sybel: Histor. Zeitschrift 1884, N. F., Bd. 16, 270 ff.

²⁾ Mrs. M. Scott: The Tragedy of Fotheringhay.

Edinburgh and London 1905.

³⁾ „I do not deny, that I have earnestly wished for liberty and done my utmost to procure it for myself; but I take God to witness that I have never either conspired against the life of your Queen, nor

„Einmütig erkennen Freund und Feind die Festigkeit und Konsequenz, die Energie, Standhaftigkeit und königliche Würde an, mit der Maria ihrem Richter zu Fotheringhay gegenübertrat. Läßt sich erweisen, oder wahrscheinlich machen, daß die Königin die bewußte Unwahrheit gesprochen hat, als sie wiederholt in den feierlichsten Formen der Beteuerung, ja, unmittelbar in dem Augenblicke, da sie vor Gott treten sollte, ihre Gegner der Fälschung, ihre Diener des falschen Zeugnisses beschuldigte, dann wird,“ schreibt Breßlau, „wenigstens die Art der Geschichtsschreibung aufhören, welche mit Opitz als Motto über eine Biographie Maria Stuarts den Satz stellt: „Das war, der Deiner Menschenliebe ward, der Lohn“, oder mit Hofsack die Königin lediglich als ein Opfer teurer Wildheit hinzustellen sucht.“¹⁾

Gewiß, es müßte nur noch hinzugefügt werden, daß anderseits, so lange die Aussagen der Königin nicht als Unwahrheit erwiesen sind, Biographien, wie die eines Froude und eines Gaedecke, jeglichen Anspruch auf Beweiskraft entbehren.

Ich teile mit Raumer die Ansicht, daß der Geschichtsforscher am gerechtesten gegen Maria Stuart ist, „welcher nicht dieses oder jenes Ereignis, diese oder jene That aus ihrem Leben

approved a plot of that design against her I declare formally that I never wrote the letters that are produced against me. Can I be responsible for the criminal projects of a few desperate men which they planned without my knowledge or participation?“ — Und wiederum, nachdem das Urteil ihr mitgeteilt worden war: „I have never been the author of any conspiracy to injure the Queen“; — und auf dem Schafott bekennt sie nochmals feierlich: „As to the crime, which they have fixed upon me — the death of the Queen — I never suggested it, nor consented to it, nor to anything against her person.“ Mrs. Scott 202.

¹⁾ Sybel: Hist. Zeitschrift 271.

herausgreift, vergrößert oder verkleinert, in überhelles Licht oder in dunklen Schatten stellt, sondern derjenige, der ihr Leben als ein ununterbrochenes Ganzes betrachtet und eben so wenig vergift, wie sie handelte, als wie ihr Handeln von außen bestimmt wurde.“¹⁾

Bis zu der Katastrophe ihrer kurzen Regentenlaufbahn erscheint Maria, trotz früher Schicksalsschläge, als ein lebensfrohes junges Weib von fleckenlosem Wandel, für deren angebliches Liebesverhältnis zu Bothwell vor Darnleys Ermordung kein einziges, gleichzeitiges Zeugnis vorliegt, nicht ohne Energie und scharfen Verstand, doch wenig selbständig, leicht vertrauend, wechselnden Einflüssen sich hingebend: das gerade Gegenteil einer Verbrecherin und Verschwörerin.

Schwer dürfte es aber den Apologeten der unglücklichen Fürstin fallen, sie von einer starken Dosis Sinnlichkeit freizusprechen, einer Sinnlichkeit, welche so oft mit einem poetischen Fluge der Seele sich zu verbinden pflegt. Nicht politische Rücksichten allein waren es, welche Maria immer und immer wieder auf die Männerjuche gehen ließen; wäre sie in dieser Beziehung ein Vorbild keuschen, entsagenden Sinnes, ein reines Weib gewesen, die Männer hätten, trotz ihrer bezaubernden Schönheit, sich ihr nicht in dieser Weise genähert, und ihre Feinde hätten nicht so frech auf die Leichtgläubigkeit der Mitwelt spekulieren können. „Sie war eben eine jener Frauen, für die eine große Herzensangelegenheit ein notwendiges Lebensbedürfnis war.“²⁾

Berücksichtigt man dazu die stürmisch religiösen und politischen Verhältnisse, welche Maria in Schottland vorfand,

¹⁾ Raumer 509.

²⁾ „Mary was evidently one of those to whom a great affair of the heart was a necessity of life.“
Burton IV. 324.

den verkommenen schottischen Adel,¹⁾ die notorischen Lügner und Betrüger, mit denen sie zu unterhandeln hatte, so wird man vieles verstehen, vieles entschuldigen müssen. Man mag zugeben, die vollkommene Unschuld Marias sei nicht mit mathematischer Gewißheit bewiesen, und eben so wenig sei die Unechtheit aller, sie wirklich kompromittierenden Rassettenbriefe beweisbar, es bleibe also immer noch die Möglichkeit, daß sie in die Absichten Bothwells bezüglich ihres unglücklichen Gatten mehr oder weniger eingeweiht gewesen sei. Aber läßt sich das Gegenteil denn überhaupt als Objekt einer förmlichen Beweisführung hinstellen? Es liegt meines Erachtens ein absoluter Mangel an Logik in dem Unterfangen, den Beweis zu versuchen, daß jemand etwas nicht gewußt habe.

„Die Annahme ihrer Schuld,“ sagt Carbauns, „steht im Widerspruch mit allem, was wir sonst über Marias Charakter wissen und ist kaum vereinbar mit dem Umstande, daß seit Ende 1566 eine politische Adelsverschwörung gegen Darnleys Leben existierte, welche die Katastrophe genügend erklärt, daß dagegen auch nicht ein einziges Zeugnis für das damalige Vorhandensein eines Liebesverhältnisses zwischen Maria und Bothwell vorliegt, also für die Existenz desjenigen Punktes, mit welchem, psychologisch betrachtet, eigentlich die ganze Anklage fällt. Die Annahme dagegen, daß sie systematisch verleumdet wurde, steht in bestem Einklang mit dem Charakter, den Handlungen, dem gesamten Verhalten ihrer Gegner.“²⁾

Es liegt also auf der Hand, daß, solange die Forschung nicht ganz neue Momente zu Tage fördert, die Beweislast unbedingt den Anklägern Marias zuzuschieben ist, und daß bis

¹⁾ Vergl. dazu das Urteil des in diesem Punkte gewiß unerbächtigen Froude: *History of England* IX. 53 und 200. —

²⁾ Carbauns: *Histor. Jahrbuch* 1882, 481.

bahin „jene Auffassung die ungleich wahrscheinlichere bleibt, welche in den Ereignissen von 1567 nicht einen unsaubern Roman erblickt, in dem die tolle Laune eines verbrecherischen Weibes die Hauptrolle spielt, sondern ein von kalten Bösewichtern in Szene gesetztes Trauerspiel.“¹⁾

Hat Maria menschlich gefehlt, so hat sie auch gebüßt, hat in ihren letzten Lebensjahren einen Heldenmut, eine Ergebung bewiesen, der auch ihre erbittertsten Feinde, alte und neue Ankläger, Bewunderung zollen müssen.²⁾

Volle achtzehn Jahre lang wird sie ohne einen Schatten von Recht in immer strengerer Gefangenschaft gehalten, ihre Behandlung ist eine ihres Standes durchaus unwürdige, sie leidet am Notwendigsten Mangel, aber alles erträgt sie mit

¹⁾ Carbauns 481.

²⁾ Vergl. z. B. Gaedecke 243, Froude 465 u. a. „Die landläufige, sich in fast allen neueren Geschichtsbüchern vorfindende Anklage, Maria sei während ihrer Herrschaft den Forderungen des Protestantismus zu sehr entgegengekommen, muß nach den neuesten Untersuchungen auch fallen. Im Jahre 1901 veröffentlichte P. Pollen päpstliche Unterhandlungen mit Maria nach vatikanischen Original-Dokumenten und nach Manuskripten, die sich in andern Archiven Italiens, Frankreichs und Englands vorfanden. Die ganze diplomatische Korrespondenz der Vertreter der Kurie, soweit sie auf schottische Angelegenheiten bezug nimmt, wird teils nach den Originalen, teils nach den päpstlichen Registern oder den offiziellen Auszügen zum Abdruck gebracht und mit der englischen Übersetzung begleitet. Wenn aber aus diesen neu veröffentlichten Dokumenten etwas mit Klarheit hervorgeht, so ist es Marias tiefbegründete und warme Anhänglichkeit an die Religion ihrer Väter und ihr beharrlicher Entschluß, für dieselbe alles zu tun, was sie in ihren Kräften glaubte. Allerdings suchte sie dieses Ziel durch eine Politik der Versöhnung, Nachgiebigkeit und Toleranz ganz allmählich zu erreichen, und wer möchte sie deshalb verdammen? Wie aus allen ihren Handlungen, so wurden aber natürlich auch daraus wiederum Waffen gegen sie geschmiedet.“

